This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573790 2

NGL

Christian

NGL

7044

Nero.

Nero

Ein Roman

von

Ernst Eckstein

Dritter Band

Vierte Auflage

Leipzig
Verlag von Carl Reißner
1889

-31163-
ASTOR
MAR
27
1895
NEW

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Erſtes Kapitel.

Mehrere Stunden lang hielt Agrippina den Pfeiler umklammert, der die Ermüdende von der ewigen Nacht in der Tiefe trennte.

Sie hatte ſich ihres Opfers, der unglückſeligen Acte, erinnert. Und ſiehe es war, als ob die Götter dieſes Reue-Gedankens wegen ſich ihrer erbarmen wollten. In der gleichen entſetzlichen Lage widerfuhr ihr ein Aehnliches wie der Freigelaſſnen des Nicodemus.

Schon war ihr Leib von der Kühle des Meerwaſſers beinah' erſtarrt; ſie fühlte nur noch das pochende Haupt, und die beiden Arme, die ſich mit letzter entſchwindender Kraft ihrer Muskeln um das geſchnitzte Holz ſpannten. Da kam aus der Richtung des miſeniſchen Vorgebirgs eine Barke die, mit Blumen beladen, von Cajeta nach Puteoli fuhr. Agrippina rief mit der Volltönigkeit der Verzweiflung über die mondſcheinbeglänzte Fäche, — ſechs, acht Mal, bis ein flatterndes Tuch und ein lautes ‚Harre

noch aus!' ihr die Antwort gab. Fünf Minuten ſpäte war ſie in Sicherheit.

Dem eigenen Auge nicht trauend, wortlos vor Staunen, beugten ſich die ehrlichen Schiffsleute vor der ungeahnten Erſcheinung. Agrippina, die Kaiſerin! Jeder von ihnen kannte die ernſten, charakteriſtiſchen Züge — wenn nicht aus eigner Anſchauung, ſo doch aus den unzähligen Büſten und Statuen, die überall, wo römiſch geredet wurde, die Plätze der Städte und ſelbſt der kleineren Municipien ſchmückten. Niemand wagte zu ſprechen. Man führte die Tödtlich-Ermattete unter Deck, reichte ihr Tücher und Teppiche, und ein trocknes Gewand, wobei es zu Statten kam, daß die Tochter des Gärtners, ein hochgewachſenes neunzehnjähriges Mädchen, zufällig mit an Bord war.

Kaum hatte ſich Agrippina halbwegs erholt, als die unbeſchreibliche Wuth, die der Kampf mit der Meerfluth zurückgedrängt hatte, in dreifacher Heftigkeit wieder hervorquoll. Der elende Mordbube! Seine zärtlichen Worte, die warmen Händedrücke, die weichen Umarmungen, das ſehnſuchtsvolle ‚Glykeia mater' — kurz, die ganze Aufnahme in der götterverhaßten Villa zu Bajä war alſo ſchnöde, feile, ſchurkenhafte Komödie! Und ſie, Agrippina, die ſonſt Alles durchſchaute, — ſie hatte ſich täuſchen laſſen! Dieſe Beſchämung drückte ſie faſt noch ſchwerer zu Boden, als die fürchterliche Enttäuſchung des Mutterherzens.

Sie bezwang ihren rasenden Grimm. Die volle, die zerschmetternde Rache konnte nur dann gelingen, wenn das empörte Blut ruhig und ebenmäßig dahin floß. Ihr Verstand mußte zum Wort kommen, unbeeinträchtigt vom Getöse ihrer Empfindungen.

Nach kurzer Frist schon war sie mit ihrem Schlachtplan im Reinen.

„Ihr wackren Männer," sprach sie, die Schiffsleute um sich versammelnd, „ich danke euch! Ja, ich bin's, die Kaiserin Agrippina. Wir fuhren im Luftschiff über den Golf, — denn die mondhelle Nacht schien so fromm und friedsam. Ein plötzlicher Wirbelwind hat uns den Nachen zertrümmert. So unbeständig sind die Loose der Menschen. Ich bitt' euch indessen: schweigt mir über den Vorfall, als ob euch selber die Schuld träfe. Wollt ihr?"

„Herrin, wie Du gebietest!"

„Ihr werdet es nicht zu bereuen haben. Jetzt aber führt mich schleunigst nach Bauli! Was der Gärtner verliert, soll ihm hundertfältig ersetzt werden."

Die Leute gehorchten.

Es war leuchtender Tag, als sie den Strick um die Pflöcke warfen. In majestätischer Gleichmüthigkeit schritt Agrippina an's Land.

„Wartet!" sagte sie, Abschied nehmend.

Gleich darnach kam ihr Oberstklave an's Ufer, und behändigte jedem der Schiffsleute tausend Denare, dem Steuermann aber und der Gärtnerstochter je fünftausend.

Ihren Hausgenossen verrieth sie gleichfalls mit keiner Silbe, was vorgefallen. Dem Oberſklaven, der ſie befragte, weshalb ſie allein komme, ertheilte ſie eine Antwort, die ihm die Luſt benahm, weiter zu forſchen.

Sie genoß einige Biſſen, trank eine Schale gewäſſerten Fruchtſaftes, und begab ſich dann in ihr Cubiculum, wo ſie nach kurzer Friſt in einen todähnlichen Schlaf verſank.

Gegen Mittag wachte ſie auf. Sie ſtrich ſich über die Stirne, als ob ſie erſt die Erinnerung an das Erlebte wieder zurückrufen müßte.

Ein grimmiges Hohngelächter ſchrillte plötzlich von ihren Lippen.

„Es iſt wie im Bretſpiel,“ dachte ſie, krampfhaft die Finger bewegend. „Wir ſtehen vor dem letzten entſcheidenden Augenblick . . . Schon müßt' ich geſchlagen ſein: da wendet ſich die Partie noch im Handumdrehn. Gerade der Eine Zug, der mich verderben ſollte, bringt mich in eine Stellung, die mich gewinnen läßt. Wartet, ihr Hunde, jetzt ſollt ihr erfahren, was Agrippina vermag, wenn es um Leben und Tod geht! Mein vortrefflicher Burrus wird nun wohl endlich aus ſeiner Vertrauensſeligkeit aufſchrecken.“

Sie ballte die Fauſt.

„Bube!“ raunte ſie qualverzerrt. „Da ich den Claudius getödtet — um deinetwillen —: beim Styx, ich bangte, ich fühlte etwas wie Reue . . . Und Claudius

war ein Tropf, den ich haßte! Du aber . . . iſt's denn im Leben nur auszudenken? Wenn es Götter gäbe, ſie müßten Dich foltern in alle Ewigkeit!"

Heißer als jemals ſtürzten ihr die Thränen über das Antlitz. Dann ermannte ſie ſich.

„Fluch über die Schwäche dieſes erbärmlichen Mutterherzens!" dachte ſie zähneknirſchend. „Die halb ſchon Gemordete weint über den elenden Wegelagerer, ſtatt ihn lächelnd zu züchtigen! Aber ich werde die Thränen mir abgewöhnen. Ich werde ihn treffen, — unabweislich, — ſobald die Stunde gekommen iſt."

Nun warf ſie die Palla über, eilte in's Nebengemach und ſchrieb mit feſter, markiger Hand, wie folgt:

„Die Kaiſerin Agrippina grüßt ihren herrſchergewaltigen Sohn Claudius Nero.

Die Götter ſind neidiſch, mein lieber Sohn! Wo ſie das Glück in ſeiner vollendetſten Fülle gewahren, da ſenden ſie die Kinder Latona's mit den tödtlichen Pfeilen.

Nero Cäſar, deine Mutter fleht Dich um Rache an für einen fluchwürdigen Frevel. Du biſt von Verräthern umringt, von ehrloſen Meuchlern, die mir, und vielleicht auch Dir, nach dem Leben trachten.

Das Schiff, das der elende Anicetus Dir zum Geſchenk gemacht, war eine Falle. Mitten im Golfe barſt es entzwei, wie ein ſchlau-gezimmertes Spielzeug, mit dem man die Kinder beim Feſte der Saturnalien er-

ſchreckt. Ich, mitſammt meinen treuen Begleiterinnen, ſtürzte in's Meer. Nur durch ein Wunder bin ich dem Tode entronnen. Schütze mich, Nero! Oeffne die Augen, und ſtrebe zu unterſcheiden zwiſchen den wahren, erprobten Freunden und den ſelbſtſuchtkranken, geld- und machtbegierigen Schurken, die den heiligen Namen der Freundſchaft mißbrauchen, um Dich und das römiſche Staatsweſen deſto ſicherer in den Abgrund zu ſtoßen!

Meinen Hausgenoſſen hab' ich aus Scham verhehlt, was ich erdulden mußte. Die Schiffer dagegen, die mich gerettet haben, ſchienen zu ahnen, daß eine Miſſethat vorliegt. Die Kunde davon wird ſich raſch über ganz Italien verbreiten. Sorge dafür, daß ihr die Botſchaft von der Züchtigung der Verbrecher nicht allzuſehr nachhinke!

Trotz der entſetzlichen Aufregung dieſer Schreckensnacht bin ich geſund.

Du, ſo hoffe ich, auch."

Dieſen Brief übergab ſie einem alt-erprobten Colonen mit dem Befehl, ihn dem Kaiſer perſönlich zu überreichen, und ſich durch keinerlei Schwierigkeiten, die ſich allenfalls darböten, einſchüchtern zu laſſen.

Nero, obgleich in ſeinem dichtverhangnen Cubiculum die tiefſte Finſterniß herrſchte, war ſeit dem Weggang des Tigellinus doch nicht im Stande geweſen, auch nur minutenlang Schlaf zu finden.

‚Muttermörder!‘ klang es ihm unaufhörlich im Ohre. Bald war es die Stimme des unglückſeligen Opfers, bald ſeine eigene, die er zu hören glaubte. Dazwiſchen brauſte die Meerfluth in thurmhohen Wellen, und gräßliche Nachtgebilde, hagre Dämonen, die Züge verzerrt, hoben ſich in blutbeträuften Gewändern lang und langſam aus dem gähnenden Wogenſchlund. Er ſuchte ſie zu verſcheuchen; er rang; er kämpfte wie ein Verzweifelter. Alles umſonſt. Neue todesbleiche Geſichter quollen aus jeder Schaumperle — viele Tauſende, viele Millionen. Der ganze Weltraum war von ihnen erfüllt, ein unabſehbar-grauſiges Chaos . . .

Zuweilen, wenn dieſer entſetzliche Zuſtand den äußerſten Grad erreicht hatte, jenſeits deſſen nur noch der Wahnſinn lag, ſtieg aus all' dem ſchauderhaften Getümmel die ſüße Blumengeſtalt Acte's empor, ſchaute ihn bleich und vorwurfsvoll an und ſeufzte ſchmerzlich: ‚Nero, mein Glück, mein Abgott, ach, wie anders haſt Du mir damals in die Augen geſchaut, da deine Hände noch rein von Blut waren! Dieſe Hände haben mein Haar geliebkoſt, meine Wangen geſtreichelt, mich wonnetrunken umklammert . . . Damals gab ſich mein Herz Dir zu eigen, wie das der Io dem Zeus. Jetzt aber — wehe mir! Nicht um alle Schätze der Welt möchte ich je deine Finger berühren!‘

Er preßte ſein glühendes Angeſicht in die Kiſſen.

Horch! War das nicht ein verzweifelter Hülferuf?

Glänzte dort nicht die weiße Palla der Kaiserin? Jetzt, jetzt . . . o, wie zog das Bleigewicht sie hernieder —! Sie hob die Hände empor . . .

‚Nero, mein Sohn!‘

Dumpf gurgelnd schloß sich das Wasser über dem Haupt der Ertrinkenden . . .

Die Sonne stieg höher und höher und goß ihr lebenspendendes Licht breiter und voller über die menschenwimmelnde Golfstadt. Drunten am Ufer, die herrliche Hafenstraße entlang, brauste das altgewohnte farbenprächtige Treiben. Hunderte von Singvögeln schmetterten in den Zweigen des Parks. Von der See her wehte ein erfrischender Wind, der eine Heerschaar leuchtender Segel blähte. Kurz, es war ein Tag wie geschaffen zur irdischen Seligkeit. Der Kaiser nur, wie er jetzt heraustrat in's Peristyl, spürte nichts von der erlösenden Kraft des Lichts. Die Augen schmerzten ihm; das glühende Blut pochte ihm hart in den Stirnadern.

So schritt er nur zwei Mal auf und ab, eilte dann in die Exedra, und warf sich dort auf die Broncebank. Endlich sank ihm ein schwerer, unerquicklicher Schlaf über die Seele.

Als der Botschafter Agrippina's die Villa betrat, war der Cäsar noch nicht erwacht. Cassius und die übrigen Kammersklaven weigerten sich, ihn zu stören. Schon machte der muskelstarke Colone Anstalten, kurzer Hand vorzudringen, als Tigellinus des Wegs daher kam, und sich erkundigte, was hier vorgehe.

„Herr," gab ihm Caſſius zurück, „ein Fremdling, der ein dringliches Schreiben für den Gebieter hat."

„Gieb her!" ſagte der Adjutant zu dem Sendling.

„Unmöglich. Was ich hier bringe, iſt nur für den Cäſar beſtimmt."

„Ich will es ihm zuſtellen."

„Das verwehrt mir mein Auftraggeber."

„Wer iſt der?"

„Ein Freund des Erlauchten, der ſich nicht nennen will. Hindre mich nicht! Der Kaiſer würde Dir grollen, wenn Du mich länger aufhielteſt."

Der Agrigentiner fühlte ſich plötzlich von einem Unbehagen ergriffen, das unerklärlich ſchien.

„Wohl!" ſagte er gleichmüthig. „Tritt in den Oecus hier! Ich eile, den Imperator zu wecken."

Der biedre Colone ſchritt hocherfreut über die Schwelle. Tigellinus jedoch gab den Sklaven ein Zeichen. Sie folgten dem Boten, warfen ſich über ihn her, und riſſen ihm den Brief aus der Tunica.

Der Agrigentiner war jetzt gleichfalls in den Oecus getreten.

„Schweig'!" raunte er dem Colonen zu, da dieſer zu lärmen begann. „Ich laſſ' Dich zuſammenhauen, wenn Du noch mit der Lippe zuckſt!"

Er nahm das Schreiben und überflog es. Zwei Sekunden lang ſchien er nahezu faſſungslos.

Dann ſagte er froſtig:

„Ihr knebelt mir diesen Burschen und schafft ihn unverzüglich in's Kellergewölbe! — Dort bewacht ihr ihn strengstens, bis ich euch Nachricht gebe! Sträubt er sich, so stoßt ihm einfach den Griffel in's Herz! Nicht Du, Cassius! Der Kaiser würde Dich bald vermissen. Ihr aber — gut! Packt ihn straff in die Mitte! So! Und nun: keine Silbe von all dem geredet! Auch nicht vor dem Cäsar! Wer nicht zu schweigen versteht, der stürze sich lieber sofort in den Fischteich: denn ich verspreche ihm eine schreckliche Todesart."

Nachdem dies erledigt war, eilte der Agrigentiner, von zwei Soldaten begleitet, zu Anicetus, und hielt ihm schweigend das Pergament unter die Augen.

Der Flottenführer las und erbleichte.

„Wähle!" sagte Sophonius Tigellinus auf griechisch. „Entweder fällst Du nun selber als Opfer deiner pfiffigen Anzettelung — oder Du wirst genöthigt sein, das gestern mißglückte Werk noch heute auf bessere Manier zu vollenden."

„Verwünscht!" murmelte Anicetus. „Die Löwin hat doch ein zäheres Leben, als wir voraussetzten! In einigen Stunden vielleicht bin ich verloren. Denn Du, edler Sophonius, wirst mich natürlich im Stich lassen."

Tigellinus zuckte die Achseln.

„Jeder für sich," sprach er mit diplomatischer Kaltblütigkeit. „Kömmt es zum öffentlichen Skandal, so laß' ich Dich fallen: das versteht sich von selbst. Wenn Du

Dich aber mit gutem Erfolg aus der Klemme ziehſt — wohl: ſo ſei Dir der Lohn für deine Arbeit verdoppelt."

Anicetus ſann einen Augenblick nach.

„Iſt der Bote ſchon wieder fort?"

„Nein. Ich hab' ihn für alle Fälle hier in Gewahrſam genommen."

„Vortrefflich! Wenn Du mir halbwege beiſtehſt, hoff' ich die Sache noch rund zu kriegen. Wir müſſen jetzt Schulter an Schulter kämpfen . . . Denn ſchließlich —: ganz ohne Verdacht wirſt Du nicht durchſchlüpfen, da man uns letzthin häufig mit einander verkehren ſah. Auch jenes liebenswürdige, in meinem Beſitz befindliche Schreiben, durch das Du mich huldvoll zu Gaſte ludeſt, zeugt nur allzu beredt für die innere Verwandtſchaft unſrer Beſtrebungen."

„Glaube das ja nicht!" erwiderte Tigellinus. „Wenn mir's beliebt, ſo biſt Du in zwei Minuten ein todter Mann. Ich laſſ' Dir den Kopf abſchlagen, und melde der Agrippina, dein Mordanſchlag ſei geſühnt. Meinſt Du, es werde dann irgend Jemand vermuthen, ich, dein Beſtrafer, hätte mit Dir gemeinſame Sache gemacht?"

Anicetus zwang ſich zur Ruhe.

„Vielleicht dennoch," ſagte er kalt lächelnd. Er hatte jetzt das Gefühl, als ahme er ſein leuchtendes Vorbild, den Adjutanten, bis zur Vollkommenheit nach. „Vielleicht dennoch! Aber beiſeite mit dieſen Scherzen! Selbſtverſtändlich bin ich entſchloſſen, mein Werk zu Ende zu führen.

Die Erhöhung der vereinbarten Summe ſcheint mir nicht unbillig: auch die Gefahr hat ſich verdoppelt. Höre alſo, was ich für gut halte! Laß den Boten, den Du ſo klüglich in Verwahrung genommen, augenblicklich vom Leben zum Tode bringen! Verbreite die Nachricht, er habe im Auftrag der Agrippina den Cäſar ermorden ſollen! Für tüchtige Zeugen, die ſein Geſtändniß mit angehört haben, wirſt Du ſchon Sorge tragen. Du biſt ja nicht ganz und gar ohne Uebung."

„Gut! Was weiter?"

„Das Weitere giebſt Du dann mir anheim. Ehe der Tag verſtreicht, iſt die unangenehme Arbeit gethan."

„Du machſt mich neugierig," ſagte der Adjutant.

„Zweifle nicht! Schicke ſofort nach meinen Triremen! Fünfzig Mann entbiete ich zu den zwanzigen, die das Prunkſchiff gerudert. Ich will ſicher gehn. Fünfzig aus der Schaar der Erleſenen, die ich als ‚Möwen' bezeichne. Kann vielleicht einer von dieſen Soldaten hier abkommen?"

Tigellinus bejahte.

Anicetus ſchrieb nun einige Worte in ſeine Wachstafel. Im Sturmlauf rannte der leichtfüßige Prätorianer dem Strande zu, wo die beiden Triremen ‚Samos' und ‚Herakleia' vor Anker lagen.

„So!" murmelte Anicetus. „Ich hoffe, mein kühner Entſchluß wird euch derb überraſchen. Nein, nein, ich verrathe Nichts!"

„Beim Zeus, spiele doch nicht den Geheimnißvollen! Wirklich, mein trefflicher Anicetus: in Schiffsangelegenheiten magst Du ein Gott sein, — aber zu Lande scheinst Du mir schwerfällig, wie die nordische Fettgans. Denkst Du, ich bilde mir ein, Du willst deine Seesoldaten hier im Atrium exerciren lassen? Oder den Cäsar und mich aus dem Sattel heben?"

„Höre mich nur! Alles durchschaust Du mir doch nicht. Ja, in der That, ich will die Kaiserin überfallen. Heute noch muß sie hinab in den Tartarus, — oder mein Kopf und vielleicht auch der deine sind keinen halben Denar werth. So weit hast Du's enträthselt. Was ich mir sonst jedoch vorgesetzt, ahnst Du gewiß nicht. Nun, am Ende ist's besser, ich weihe Dich ein . . ."

„Rede!"

„Ich habe bemerkt," fuhr Anicetus fort, „wie es dem Kaiser das Herz zerriß, das Todesurtheil der eignen Mutter zu sprechen. Ich werde also erzählen, ich selber hätte, von Mitleid bewältigt, ihre Ertränkung verhindert, um späterhin Dich und den Cäsar für die Verurtheilte um Erbarmen zu bitten. Agrippina jedoch habe dies Mitleid übel gelohnt. Sonach zieh' ich hinaus, um die Verbrecherin, ihres erneuten Mordanschlags wegen, in Haft zu bringen, nicht sie zu tödten; denn die Tödtung der Kaiserin-Mutter widerstrebt meinem Zartgefühl. Natürlich tödt' ich sie dennoch: aber dem Kaiser wird dann glaubhaft berichtet, sie selber habe sich bei der Verhaftung den Tod gegeben..."

Tigellinus trat einen Schritt zurück.

„Anicetus," ſprach er, „ich widerrufe nun mein verletzendes Gleichniß. Du biſt doch keine Fettgans zu Lande. Bei der ſtolzen Epona, dieſe Findigkeit weckt mein Erſtaunen! Sie iſt ganz darnach angethan, unſerm Nero die frühere Leichtblütigkeit wiederzugeben; denn in der That: ſogenannte Gewiſſensbiſſe können wir auf dem Thron nicht gebrauchen."

„Auch Poppäa hat einen beſſeren Stand, falls die Sache wie Selbſtmord ausſieht," fuhr Anicetus fort. „Oder glaubſt Du nicht auch, daß Poppäa mit dem Gedanken umgeht . . .?"

Er unterbrach ſich . . .

„Mit dem Gedanken . . .? Sprich weiter!" drängte der Agrigentiner.

„Herrlicher Tigellinus, ich zögere! Man weiß ja niemals, ob man ſich hier in Bajä nicht die Zunge verbrennt."

„Pah! Mir gegenüber kannſt Du ſo offen ſein, wie ein Trunkener. Du unterſtellſt, daß Poppäa den Wunſch hegt, Kaiſerin zu werden und Mitregentin über das Weltreich?"

„Dieſe Vermuthung liegt außerordentlich nahe. Nun wirſt Du mir zugeben: wenn der Tod Agrippina's zum Drittel auf ihre Rechnung käme, — das könnte den Cäſar, bei der Befremdlichkeit ſeiner Anwandlungen, dergeſtalt gegen ſie einnehmen . . ."

„Ausgezeichnet!“ sagte der Adjutant. „Ich begreife nicht, daß wir nicht früher auf diesen Selbstmord verfallen sind. Horch! Was ist das?“

„Der Marschtritt meiner Soldaten!“ versetzte der Flottenführer. „Ja, die ‚Möwen‘ sind pünktlich, wenn Anicetus den Hammer schwingt. Gehab' Dich wohl, Tigellinus, und verabsäume nicht die sofortige Tödtung des Eingesperrten!“

„Sei unbesorgt! Eh' ihr die Straße erreicht, ist er ein Leichnam. Alles Glück auf den Weg! Wirfst Du diesmal den Hund statt der Venus, so kannst Du Dir nur getrost selber das Schwert in die Gurgel bohren!“

Zweites Kapitel.

Die Seesoldaten warteten am Vestibulum. Durchweg straffe, wettergebräunte Gesellen, denen die rauhste Verwegenheit auf der Stirne geschrieben stand. Die meisten von ihnen trugen Schwerter am Gurt; einige waren mit Spießen und Stöcken bewaffnet.

Der Flottenbefehlshaber nahm sich nicht lange Zeit, sie zu mustern. Im Sturmschritt ging es der breiten Heerstraße zu, die nach Bauli führte.

„Soldaten," sprach Anicetus, da sie die Stadt hinter sich hatten, „Rom zählt auf euch! Die Löhnung soll euch auf sieben Jahre verdreifacht werden, falls ihr nun durchführt, was ich euch auftrage. Wollt ihr?"

Die ‚Möwen' betheuerten ihre Ergebenheit.

Anicetus setzte nun kurz auseinander, um was es sich handle, und wie es geboten sei, aus Rücksicht auf das leicht erregte Gemüth des Kaisers die Wahrheit zu modeln.

„Es lebe der Imperator! Es lebe unſer glorreicher Anicetus!“ riefen die Seeſoldaten.

Wie ſich der Flottenbefehlshaber jetzt umſah, gewahrte er einige hundert Schritte weit hinter dem Zug, den er befehligte, eine zierliche Mädchengeſtalt in flatternder Tunica.

Es war Haſdra, die kleine, ſchwarzgelockte Phönicierin.

Anicetus, einen Auftrag der Poppäa oder des Tigellinus vermuthend, ließ einen Augenblick Halt machen.

„Was willſt Du?“ fragte er, als das Mädchen athemlos zu ihm heran kam.

„Nichts von Belang. Mitziehen will ich nach Bauli. Ich weiß Alles. Ich will dabei ſein — wenn ſie getödtet wird.“

„Hat Dich Poppäa dazu ermächtigt?“

„Nein. Aber ich hörte, wie Tigellinus meiner Gebieterin mittheilte, was ihr im Schilde führt. Ihr ſollt die ruchloſe Agrippina über den Haufen ſtoßen.“

„Ich bitte Dich, ſchweig'!“ verſetzte der Flottenführer. „Oder willſt Du Dich um den Hals reden?“

„Ganz im Gegentheile. Ich werde ſchon reinen Mund halten. Aber mit muß ich, — um jeden Preis.“

„Thorheit! Was ſoll ein gebrechliches Mädchen bei ſolchem Waffenwerk? Kehr' nur getroſt wieder um! Hörſt Du? Ich dulde das nicht.“

„Sei nicht ſo barſch, Herr! Wenn ich ſage: ‚Ich will das!‘, ſo will ich's.“

„Unglaubliches Mädchen! Du bringſt mich in die widerlichſte Verlegenheit. Den Menſchen, die dort vorüber kommen, fällt dein Gebahren ſchon auf. Du biſt hier in ganz Bajä bekannt wie ein hinkendes Reitpferd. Laß uns allein! Ich befehle Dir's."

„Herr, ich begleite euch. Das ſteht ſo feſt, wie der Himmel zu unſern Häupten. Rolle nicht ſo die Augen: es hilft Dir doch Nichts! Wenn Du jetzt nicht ſofort einwilligſt, ſo erheb' ich Dir ein Geſchrei, daß uns die Strandbewohner ſchockweiſe über den Hals kommen. Ich erzähle dann, was Du vorhaſt. Ich verrathe, daß Alles erlogen iſt; daß Poppäa Sabina . . ."

„Kein Wort mehr!" drohte der Flottenführer, die Hand am Schwerte. Er verbiß ſeinen Aerger. „Wenn Dir das Herz denn daran hängt, ſo trabe mein'twegen mit durch die Gluth-Hitze! Aber neugierig wäre ich doch, zu erfahren, was Dich ſo närriſch macht. Wenn Du nach Blut verlangſt, beſuche doch die Arena!"

„Nicht nach Blut verlang' ich, ſondern nach ihrem Blut."

„Aber weshalb?"

„Das iſt meine Sache."

Das bleiche Mädchen ſchien ſo erregt, daß Anicetus für gut fand, ſie weiter nicht zu beachten. Sie zog ſich beſcheidentlich hinter die Mannſchaft zurück, und vorwärts ging nun der Eilmarſch nach der Villa von Bauli.

Haſdra, die Zierliche, Zarte, ſchien unermüdlich.

Keiner der Seesoldaten übertraf sie an Raschheit und Ausdauer, keiner an schweigsamer Spannung. Sie trank nicht einmal, obschon ihr die Zunge bleiern am Gaumen klebte. Es war, als habe sie dem allrächenden Gott ihrer Heimath gelobt, nicht eher die Qual ihres Durstes zu stillen, bis ihr der Born einer höheren Labe entgegen gesprudelt sei aus den geöffneten Adern ihrer tödtlich gehaßten Feindin.

In der That, die kleine Phönicierin regte unmerklich die Lippen, wie im Gebet.

„Melkarth, Unfaßbarer," mochte es wild durch ihre verzweifelte Seele ziehn, „gönn' mir das Eine noch! Schrecklicher, dessen Schemel die Erdscheibe, dessen Odem der sandaufwirbelnde Sturm ist, laß mich, o laß mich Theil haben an dem Werk dieser Rache! Mein verwundetes Herz schreit zu Dir auf; mein Gebein ist zerschlagen; ich bin ein verwüstetes Land, seit Er mir dahingegangen. Du selber hast's ja geboten: ‚Duldet nicht wie die Hunde, die sich treten lassen vom Uebermuth ihrer Peiniger!' Du selber hast uns gemahnt: ‚Zwei Augen für Eines und das Leben für beide!' Melkarth, geherrlicht in Zor, in Berytus und Sidon, Zertrümmrer der Lüge, Beschützer des Rechts und der Treue, verlaß mich nicht!"

So schritt sie einher, das Auge fest auf den Boden geheftet, einer Verzückten gleich, die ganz und gar vom Glanze ihrer Vision erfüllt ist.

In der vierten Nachmittagsstunde war man am Ziele.

Anicetus ließ das Landhaus umzingeln. Dann warf er sich mit den kräftigsten seiner Leute auf's Ostium.

Die wenigen Prätorianer, die hier die Wache hielten, waren bald niedergemacht. Keinen verschonte man.

Gleich darnach rauschte es auf den Fliesen von dem gefalteten Saum einer Palla.

Stolzen Schrittes trat Agrippina in's Atrium. Sie wußte sofort, daß ihre Stunde gekommen war. Der Anblick, der sich ihr darbot, war ja mehr als beredt. Anicetus mit seinem breit-sinnlichen Galgengesicht allein hätte genügt.

Nun zeigte es sich, daß dieses fürstliche Weib, trotz aller Ausschweifungen, aller Verbrechen, die ihr zur Last fielen, mehr von jenem halbvergessenen Heroismus der alten Republikaner besaß, als die meisten ihrer männlichen Zeitgenossen.

In ihren Augen flammte es trotzig auf.

„Was wollt ihr?" frug sie mit fester Stimme.

„Dich, elende Bettel!" schrie ein brutaler Kelte, rasch auf sie zuspringend.

Er versetzte ihr mit dem Stock einen heftigen Schlag gegen die Stirne.

Die Kaiserin taumelte. Ein leises Stöhnen rang sich von ihren Lippen.

Dann, mit königlicher Geberde ihren Busen entblößend, sagte sie voll unsäglicher Bitterniß:

„Verschont mir das Haupt: seine Gedanken haben allzeit der Größe Roms gegolten! Aber dies Herz durch-

bohrt mir: — unter dem Herzen trug ich den Muttermörder!“

Anicetus, trotz der Niedrigkeit seiner Gesinnung heimlich erschüttert, wehrte den Seesoldaten, die in Masse auf sie hereinstürzen wollten, ärgerlich ab.

Flüsternd wandte er sich zu dem blonden, riesenhaften Gesellen, der ihm zunächst stand:

„Gelo, gieb ihr den Rest! Aber fehle sie nicht!“

Der Soldat zückte sein Schwert.

Inzwischen hatte die bleiche, zitternde Hasdra sich unbemerkt in die Säulenhalle geschlichen, um Agrippina von rückwärts zu packen. Wie eine rasende Wölfin sprang sie an der Unglücklichen empor und schlug ihr die spitzigen Zähne tief in's Genick, während die zuckenden Hände sich wie giftige Krallen in Agrippina's blühende Kehle vergruben.

„Nimm das für deinen Verrath,“ hatte die tolle Phönicierin aufgezischt, als sie ihr Opfer anfiel. „Ich bin Hasdra, die Verlobte des Pharax.“

Eine Sekunde lang hatte die Fürstin bei diesem Anprall gestrauchelt.

Dann faßte sie mit der Rechten, während die Linke noch immer den Busen entblößt hielt, die Finger der Wuthentbrannten und drückte sie, daß sie zerbrachen.

In dem nämlichen Augenblick stürzte die Hünengestalt des Kelten auf die Kaiserin zu und führte den Todesstoß.

So furchtbar war die Gewalt, mit der sich der

ſcharfgeſchliffene Stahl in die Bruſt bohrte, daß er am Rücken wieder herausdrang, und dem kleinen menſchlichen Ungeheuer, das ſich trotz der Qual, die es litt, nach wie vor mit den geifernden Zähnen im Genick der Kaiſerin feſthielt, tief in die Seite fuhr.

Agrippina brach lautlos zuſammen.

Von Ekel erfüllt, packte der Rieſe die mordluſt-ſchäumende Haſdra beim Schopf und ſchleuderte ſie vier Ellen weit von ſich weg in den Säulengang.

„Hörſt Du mich noch, hündiſche Agrippina?“ ſchrie die Phönicierin, wieder hervorkriechend. „Das war die Strafe für deine Buhlſchaft mit Pharax! Weshalb ſtahlſt Du mir ihn? Hatteſt Du nicht genug an den Maulthiertreibern und Leichenträgern, die Du an's Herz gedrückt? Du Straßendirne! Du ſchandbeſudelte Beſtie!“

Haſdra verlor die Beſinnung. Ihr Arm war gebrochen, ihre Hände zerquetſcht. Aus der breitklaffenden Schwertwunde quoll in Strömen das Blut hervor.

„Schafft ſie hinweg!“ befahl Anicetus.

Zwei ſeiner Leute hoben ſie vorſichtig auf.

„Verwünſcht!“ raunte er durch die Zähne. „Poppäa Sabina wird uns aufſäſſig werden. Sie war vernarrt in dies Frauenzimmer . . .“

Die zwei Soldaten hatten die ohnmächtige Phönicierin im benachbarten Bibliothekzimmer auf eine Bank gelegt.

Gleich darnach traten ſie wieder in's Atrium.

„Sie iſt todt, Herr!“ ſagten ſie gleichgültig.

„Und hier?“ frug Anicetus mit einem Blick auf die Kaiſerin.

Gelo, der Hüne, beugte ſich über ſein Opfer.

„Alles zu Ende!“ ſprach er nach einer Weile.

Dann, ſich aufrichtend und die hehre Geſtalt betrachtend, deren Antlitz im Tode noch zu gebieten ſchien, ſagte er halblaut:

„Ein üppiges Weib, hol' mich der Henker, und eine wirkliche Herrſcherin! Wäre ſie blond, ſie gliche der Chattenfürſtin Gudbara!“

Anicetus ließ die Hälfte ſeiner Leute zurück und beauftragte ſie, die beiden Leichname heut' noch in aller Stille dem Holzſtoß zu übergeben.

Die wenigen Sklaven des kleinen Landhauſes waren beim Eintritt der Seeſoldaten entflohen, ſo daß die Mär von der Selbſtentleibung der Kaiſerin kaum widerlegt werden konnte. Haſdra ſollte für ihre maßloſen Schimpfreden von Agrippina erdolcht worden ſein.

Froh des gelungenen Verbrechens zog Anicetus wieder nach Bajä.

Schon am folgenden Morgen hatte die Lüge des Mörders den Weg gemacht über das weite Campanien bis in die lärmenden Straßen von Cajeta und die ſchweigſamen Roſengehege von Päſtum.

Ob ſie geglaubt wurde?

Drittes Kapitel.

Die unglückliche Octavia hatte den Sommeraufenthalt in der antianischen Villa länger ausgedehnt als dies üblich war. — Die Ulmen verstreuten bereits ihre welken Blätter; man war im November.

Vom Schimmer der Abendsonne bestrahlt, lehnte die junge Fürstin zwischen den Lorbeerhecken des Parks auf einem polsterbelegten Steinsessel und blickte hinaus über das flammroth leuchtende Meer. Ihr sonst so marmorbleiches Gesicht schien hier im Glanz des ersterbenden Tags aufzublühen: aber die halb verschleierten Augen, die von unsäglicher Qual und bangster Ermüdung redeten, ließen deutlich erkennen, daß der wahre Grund für die Verlängrung der Villeggiatur nicht in der auffallend milden Witterung, nicht in dem Zauber dieser leuchtenden Sonnenuntergänge zu suchen war, sondern in der heimlichen Furcht, die erneute Begegnung mit der siegesfrohen Poppäa nicht mehr ertragen zu können.

Zu den Füßen Octavia's, dankbar und voll heiliger

Scheu zu ihr emporsehend, lag die Freigelassene Acte, jetzt Ismene geheißen, von keinem der Insassen — Abyssus und die getreue Rabonia allein abgerechnet — als die frühere Geliebte des Imperators erkannt oder auch nur vermuthet.

„Wenn Du Recht hättest!“ seufzte Octavia nach langer Pause. „Geduldig wollte ich harren, und sollte es Jahre währen. Aber ich kann's nicht glauben. Ich kann nicht.“

„Herrin . . .“

„Mühe Dich nicht!“ wehrte sie kopfschüttelnd. „Nach und nach bin ich klug geworden. Ich begreife jetzt, daß es ein Wahnsinn ist, die Treue zur Pflicht zu machen. Treue ist Gunst; Treue ist Gnade. Mühelos und ohne jeglichen Kampf übt sie der Liebende. Alle Gesetze der Welt jedoch und alle Göttergebote werden den Flüchtling nicht fesseln, den nicht die Neigung hält; — geschweige denn ihn zurückführen.“

„Aber die Neigung erwacht, wenn die Verblendung dahinsinkt. Laß ihn doch erst erfahren, was für ein Herz Du im Busen trägst, wie edel und ohne Falsch Du bist, und wie heiß Du ihn anbetest! Ach, ich möchte ja wie im Sturm zu ihm hineilen, seine Kniee umfassen, und jubelnd ihm zurufen: ‚Siehe, Octavia allein von allen Frauen der Erde ist würdig, dein Loos zu theilen!‘ Aber das geht ja nicht; das hieße die Göttliche, Reine schmählich entweihen: denn ich selbst ja bin eine Frevlerin am Glücke Octavia's — nicht minder, als jene Poppäa, die nur den Haß und die Herrschbegierde vor mir voraus hat.“

„Schweig'! Du haſt ja ehrlich bereut!“ ſagte Octavia. „Was auch hätte ich Dir zu verzeihen? Daß Du ihn hinnahmſt, als er ſich liebeglühend Dir darbot? Oder willſt Du behaupten, Du hätteſt ihm Netze geſtellt, wie Poppäa Sabina?“

Die junge Fürſtin ſtützte den Kopf in die Hand.

„Blondes Mädchen,“ begann ſie nach einer Weile, „es iſt ein ſchweres Bekenntniß — aber ich muß es ausſprechen. Ich beneide Dich, Acte!“

„Du zermalmſt, Du vernichteſt mich! Sünde war's und Verrath, — kein Glück! Ach, das wahre Glück beruht in der Tugend, die ich ſo ſchmählich mit Füßen getreten! Du, die Heilige, ſollteſt den Wunſch nähren, mit der Verworfnen zu tauſchen? Welch' ein Wahnſinn!“

„Ich beneide Dich!“ wiederholte Octavia.

„Alſo liebſt Du ihn noch!“ rief die Freigelaſſene triumphirend. „Noch vor zehn Minuten erklärteſt Du ‚Nein!‘ Aber ich ſeh's nun, Du liebſt ihn noch, trotz ſeiner Treuloſigkeit, trotz der entſetzlichen Undinge, die das Gerücht uns zu Ohren trägt . . .“

„Schone mich! Das Alles ſtößt mir das Herz ab. Ich vergehe vor Scham. Dennoch — — es ſcheint, daß die Liebe unſterblich iſt.“

Nach langem Sinnen hub die Freigelaſſene wiederum an:

„Herrin, geſtatteſt Du eine Frage, die ich jetzt Tag für Tag mit Gewalt unterdrücke?“

„Sprich!“

„Was haſt Du dieſer Poppäa auf ihre ſchmachvolle Zuſchrift geantwortet?“

„Nichts.“

„Alſo gedenkſt Du . . .“

„Ruhig feſtzuhalten an meinem Rechte. Sieh', Mädchen, ſo bleibt mir doch immer noch Eins! Wenn er ſich ausgetobt, wenn er der ſinnloſen Orgien im Kreis dieſer widerlichen Geſellſchaft müde iſt, ſo überkommt's ihn vielleicht urplötzlich wie grauſende Einſamkeit; er ſehnt ſich nach einem ehrlichen Herzen, an dem er ausruhen kann. Dann, gute Ismene, will ich befugt ſein, ihm eine ſtille, freundliche Zuflucht zu bieten. Folg' ich dagegen aus Feigheit oder Erſchöpfung dem Vorſchlag ſeiner Geliebten, willige ich in die Scheidung, ſo iſt Alles verloren, Alles! Poppäa wird vor den Menſchen und Göttern ſeine Gemahlin, und wenn er nun aus dem thörichten Traume erwacht, ſo bleibt ihm nur die Verzweiflung.“

Acte erhob ſich. Die Thränen ſtanden ihr in den Augen.

„Wie glühend,“ ſprach ſie, „wie ſehnſuchtsvoll will ich beten, daß ſich Dir Alles zum Heil wende!“

„Gutes Geſchöpf!“ ſagte Octavia lächelnd. „Ach, und ich weiß doch, daß Du . . . nicht ganz ohne Kampf beteſt.“

Acte erröthete.

„Herrin, Du irrſt,“ hauchte ſie ſchamhaft. „Glaube mir doch: freudlos denk' ich an jene Tage zurück, wie

Paulus, unſer theurer Apoſtel, an die Thorheit des Saulus.“

„Weshalb weinſt Du dann aber? Setz' Dich nur wieder hierher und erzähl' mir ein Weiteres von dieſem göttlichen Manne ... Schon geſtern erwähnteſt Du, daß er in Rom ſei.“

Acte trocknete ihre Augen und Wangen. Auf dem ſüßen, roſigen Antlitz brannte die helle Gluth der Begeiſterung.

„Von Abyſſus hab' ich's gehört,“ ſagte ſie, auf die Raſenböſchung ſich niederlaſſend. „Um die Kalenden etwa iſt Paulus dort eingetroffen. Im Lande Judäa hatten die Prieſter und Schriftgelehrten ihn angeklagt. Felix, der Procurator, wollte ihn vor Gericht ſtellen. Paulus jedoch legte Verwahrung ein. ‚Ich bin römiſcher Bürger,‘ ſprach er, ‚und verlange mein Recht vor dem Kaiſer.‘ Da hat ihn Felix unter Bedeckung nach Rom geſchickt. Eh' es jedoch zum Prozeß kam, ward er in Freiheit geſetzt. Tigellinus, der die judäiſchen Prieſter um deswillen haßt, weil Poppäa ſie eifrig begünſtigt, ſoll den Kaiſer dazu beſtimmt haben. Eher noch glaub' ich, daß man dem großen Apoſtel Nichts vorwerfen konnte. Nun weilt er im Herzen des Weltreichs, verkündet die Lehre des Nazareners und ſpendet den Mühſeligen und Beladnen den Gottesfrieden, der da höher iſt, als alle Vernunft.“

„Ich möchte den Mann wohl hören,“ ſagte Octavia.

„Unbegreiflich zwar erschien mir so Vieles, was Du von dem gekreuzigten Jesus berichtet hast. Seine Liebe aber und seine Kraft im Erdulden hat mich ergriffen. Er ist mir ein Beispiel geworden, wenn ich vermeinte, dies Elend sei nicht länger zu tragen, und oft überkam's mich bei deiner sanften Art zu erzählen, wie eine überirdische Ruhe. Ich fragte mich dann: Wie? Wenn das Alles nicht eine fromme Fabel, sondern das endlich gefundene Heil wäre?"

„Herrin, es ist kein Märchen," flüsterte Acte, „sondern die einzige Wahrheit von Gott dem Allmächtigen. Ohne die Gnade dieses himmlischen Vaters und die versöhnende Fürbitte Jesu Christi — ach, wie hätte ich wohl dies Alles in meiner Seele verwinden können . . .!"

Sie unterbrach sich und sah in unbeschreiblicher Seelenverwirrung zu Boden.

Octavia sollte ja doch überzeugt bleiben, der sündige Traum von ehedem sei vergessen! Ach, und nun zeigte die Büßerin mit ergreifender Klarheit, wie tief und fest ihr diese Vergangenheit noch im Herzen wurzelte!

Octavia blickte, unmerklich seufzend, auf das schimmernde Haar, das dem schweigenden Mädchen wie gesponnenes Gold über die Stirn wallte.

Da ertönten Schritte aus der Richtung des Peristyls. Eine vornehme, hochgewachsene Männergestalt ward sichtbar, die auf der Schwelle des Posticums stehen blieb und den forschenden Blick über den Park schweifen ließ.

Octavia erkannte sofort den Agrigentiner.

Noch hatte er sie und die Freigelassne nicht wahrgenommen.

„Verbirg Dich, Mädchen!“ sagte Octavia erschreckt. „Wenn er Dich findet, bist Du verloren. Seine Freundin Poppäa würde nicht rasten, bis Du beseitigt wärest.“

Acte trat in's Gebüsch.

Fast in der gleichen Sekunde hatte der Agrigentiner die junge Fürstin bemerkt, die sich den Anschein gab, als schaue sie, in Gedanken versunken, auf die purpurglühende Meerfluth.

Bedächtigen Schrittes kam er zu ihr heran. Er grüßte sie höflicher als er gewollt hatte.

„Herrin,“ sprach er, „ich habe Dir mitzutheilen, daß Du entlarvt bist.“

Octavia erhob sich. Mit unverhohlner Geringschätzung heftete sie den Blick auf den Mann, den sie seit lange als den verderblichsten Dämon des Imperators hassen und fürchten gelernt.

„Was soll das?“ fragte sie kalt.

„Jede Verstellung ist nutzlos,“ sprach Tigellinus. „Du bist — um kurz und bündig zu sein — des Ehebruchs angeklagt, begangen mit deinem Sklaven Abyssus.“

Siedende Schamröthe floß der Fürstin über das Antlitz.

„Du rasest. Ich angeklagt?“

„Du, Octavia, die Gemahlin des Imperators.“

„Und von wem?“ fragte sie zornbebend.

„Selbstverständlich vom Kaiser.“

„Du lügst. So tief ist Nero im Schlamm der Gemeinheit noch nicht versunken. Du und Poppäa, ihr Beide habt diese lächerliche Verleumdung ausgebrütet.“

Sophonius Tigellinus zuckte die Achseln.

„Ich wiederhole Dir, daß Alles entdeckt ist. Längst schon hat man euch stark im Verdacht gehabt, — damals bereits, im Beginn deiner Krankheit, wie Dich Abyssus so lüstern betastete und so . . . bräutlich umschlungen hielt.“

„O, ihr Elenden!“ ächzte die junge Kaiserin außer sich. Die plumpe Schamlosigkeit dieser Mißdeutung überwältigte sie. Die Hände vor's Antlitz pressend, stöhnte sie nochmals: „Ihr Elenden! Ihr Verruchten!“

„Beim Herkules, mach' keine Umstände! Wenn Du klug bist, legst Du sofort ein offnes Geständniß ab. So ersparst Du Dir und dem Kaiser den grauenvollen Skandal, und deinen Freigelassnen die Folter.“

„Die Folter!“ rief Octavia erschüttert. „Habt ihr diesen schändlichen Wahnwitz noch immer nicht aufgegeben?“

„Das Gesetz ist uns heilig,“ sagte der Sicilianer bedeutsam.

Die junge Kaiserin kämpfte einen erschütternden Kampf. Sie wußte nun, daß sie ohne Rettung verloren war. Der grausigen Qual der Tortur widerstanden nur Wenige.

Auch die unwahrſcheinlichſte Ausſage ließ ſich erpreſſen, wenn ſich die Gliedmaßen der Belaſtungszeugen unter den furchtbaren Inſtrumenten der Folterknechte zerrenkten. Der Senat würde die Angeklagte demgemäß ſchuldig ſprechen: das ſchien ihr unzweifelhaft. Sollte ſie nun — ganz ohne Zweck — ſo viel Jammer verhängen über die Hausgenoſſen, die ihr faſt ausnahmslos in dankbarſter Liebe zugethan waren?

Dennoch, ſie konnte nicht Ja ſagen. Sie durfte, ſelbſt aus dem edelſten Drange ihres Gemüthes heraus, nun und nimmer durch ein falſches Geſtändniß ihre weibliche Ehre beflecken.

„Ich glaube Dir nicht!“ rief ſie nach langem Zögern. „Und ſprächſt Du die Wahrheit, und kämſt Du wirklich von Claudius Nero: er würde in letzter Stunde noch Reue fühlen. Es iſt ja unmöglich, daß er im Ernſte an meiner Treue zweifelt. Unmöglich! Geh' und ſage ihm das!“

„Du haſt nicht weiſe gewählt. Hätteſt Du ruhig bekannt, was nun der öffentliche Proceß Dir ſchmachvoll beweiſen wird — beim Herkules, Du wäreſt beſſer gefahren! Die hohe Körperſchaft hätte die Scheidung verfügt: Du ſelber jedoch wäreſt vom Kaiſer begnadigt worden. So aber . . . Nun, Du wirſt ſehen . . .“

„Ich ſehe nur Eins: daß die Schurkerei vielleicht mächtiger iſt als die Tugend.“

„Redensarten! Ich befehle Dir jetzt im Namen des

Imperators: rufe mir sämmtliche freigeborene oder befreite Insassen deiner Villa ins Peristylium. Die Sklaven können, dem Gesetze zufolge, nicht wider Dich Zeugniß ablegen."

„Du befiehlst mir?"

„Kraft meines Auftrags."

„Und ich weigre Dir den Gehorsam."

„Meinetwegen!" lachte der Agrigentiner. „So gehe ich selbst. Ich habe so manchen Schritt in dieser unsauberen Sache gethan: es soll mir auf einen mehr oder minder nicht ankommen."

Er wandte sich nach dem Hause.

Plötzlich zurückschauend, machte er wieder Kehrt.

„Noch ein Mittel giebt's, Dich zu retten," sagte er leise.

„Mich zu retten!" lachte sie mit unsäglicher Bitterniß.

„Ich rede im Ernste. Wie die Sache jetzt steht, bist Du verloren. Also laß diesen Ton der beleidigten Seelengröße und höre mich an!"

Octavia besann sich. Was konnte ihr Gutes von diesem Verräther kommen? Dennoch: das Unheil schlug ihr fast schon über dem Haupte zusammen . . . Vielleicht, vielleicht . . .

„Nun," fragte sie zaghaft, „was wäre das für ein Mittel?"

„Gönne mir, was Du deinem Sklaven Abyssus gegönnt hast," hauchte er durch die Zähne.

„Ich? . . . gegönnt . . .? Ha, ich verſtehe Dich . . .!“

„Um ſo beſſer! Willſt Du . . . vernünftig ſein, und wär' es nur dieſen einzigen Tag, ſo — hab' ich mich überzeugt, daß Du betreffs des Abyſſus vollſtändig unſchuldig biſt.“

„Bube!“ rief ſie erbleichend.

„Du ſträubſt Dich?“ raunte er liebe-girrend und legte ihr mit brutaler Vertraulichkeit die Hand auf die Schulter.

„Rühr' mich nicht an, Du Auswurf der Menſchheit! Lieber ſterb' ich von Henkershand . . .“

„Das Sterben von Henkershand iſt bei Weitem nicht ſo bequem, als ein wonniger Liebesrauſch.“

„Fort!“ rief Octavia gebieteriſch. „O, wenn Claudius Nero das ahnte . . .!“

„Er wird nie was davon erfahren. Und wenn ſelbſt: frägt er denn eine Sekunde nach Dir und nach dem, was Du treibſt? Laß mich offen ſein, edle Octavia! Du ſiehſt ſo lieblich aus und ſo herzbewegend in deinem Leid, daß ich Erbarmen fühle, Erbarmen mit Dir und mir. Ja, das Alles iſt Lüge. Du biſt rein wie der Schnee. Poppäa Sabina hat dieſe fürchterliche Beſchuldigung ausgebrütet, weil ſie Dich haßt, weil ſie entſchloſſen iſt, Dich um jeden Preis aus dem Wege zu räumen. Ich, in meiner verzehrenden Rachſucht, bot ihr die Hand, weil Du mich damals von hinnen ſcheuchteſt, wie einen Bettler. Höre nun, was ich Dir ſage! Die Geliebte des Kaiſers ſoll ſchmählich enttäuſcht, ſie ſoll aus ihrer

glänzenden Höhe für immer geſtürzt werden, falls Du die Herbheit jener ſchnöden Zurückweiſung wieder gut machſt. Erwäg' in Ruhe, was ich Dir biete, — und was ich verlange. Ich liebe Dich, ſüße Octavia! Ich bin vernarrt in dieſe träumenden Augen! Laß uns Freunde ſein! Laß uns genießen, was uns Keiner verwehren kann! So erlöſeſt Du Dich und mich! Suche doch klar zu werden und rechne mit dem Gegebnen! Damals hoffteſt Du noch: heute aber iſt Alles vorüber. Du biſt ſeit lange nicht mehr die Gattin des Imperators. Nein, Octavia! Nur das hülflos-elende Opfer ſeiner Geliebten! Wem alſo, Du Verblendete, hältſt Du die Treue? Dem Geſpenſt der Erinnerung? Der frechen Poppäa? Den Marmorſäulen eures Cubiculums?"

„Mir ſelbſt!" ſagte Octavia hoheitsvoll.

Der Agrigentiner war einen Augenblick wie erſtarrt. So ernſthaft hatte er's nie im Leben gemeint, ſo klangvoll war ihm nie der Wohllaut ſeiner Beredſamkeit von den Lippen gefloſſen. Und nun warf ihn dieſes mädchenhafte Geſchöpf mit zwei Worten platt auf dem Boden!

Er ſtammelte noch einige Redensarten, bald ſchmeichelnd, bald drohend, bis er ſich endlich in ſiedender Wuth von ihr abwandte. Octavia hatte ihm Nichts mehr erwidert.

„Dir ſoll's noch leid werden!" knirſchte er im Dahinſchreiten. „Ganz wie Du willſt! Dein Schickſal erfülle ſich!"

Achselzuckend schritt er durch's Posticum in den Säulenhof, wo die fünfzehn Bewaffneten, die ihn begleiteten, mit den Dienerinnen ein harmloses Plaudern begonnen hatten. Keiner von diesen Soldaten wußte, um was es sich bei der unerwarteten Expedition handelte.

„Flieh'!" wandte die schluchzende Kaiserin sich zu Acte.

Das junge Mädchen trat zitternd und todtenbleich aus dem Strauchwerk.

„Fliehen? Das wäre feiger als feig! Aussagen will ich zu deinen Gunsten."

„Wem sollte das frommen? Denkst Du, irgend Jemand werde an meine Schuld glauben? Aber verurtheilen werden sie mich, ob Du nun sprichst oder schweigst, denn der Senat kriecht ja vor Tigellinus. Flieh', ich beschwöre Dich!"

„Herrin . . ."

„Willst Du Dich foltern lassen, thörichte Schwärmerin?"

„Um Dir beizustehn, ja!"

„Aber ich, Octavia, verbiete Dir's. Acte, Acte, erspar' mir doch die maßlose Demüthigung! Begreifst Du denn nicht? Du, seine — frühere Geliebte, solltest vor mir und ihm . . .?"

Die Freigelassne erbleichte.

„Ja, Du hast Recht," sagte sie kummervoll. „Verzeih' meinem Ungestüm, daß ich's gewagt habe . . . Acte, die Sünderin, muß sich verborgen halten. Aber wenn

Alles vorüber iſt, wenn Du geſiegt haſt — o, dann geſtatte mir, daß ich zurückkehre! Siehe, ich habe ja keine Heimat auf Erden als hier die Stelle zu deinen Füßen.“

„Was auch geſchehen mag: glaube an meine Freundſchaft! Da aber Niemand weiß, wie die Götter es fügen werden, ſo verſieh' Dich mit einigem Geld! Ich eile in's Periſtyl, wo der elende Agrigentiner die Hausgenoſſen zuſammentreibt. Ich will ihn ſchon hinhalten. Schleiche Dich dort um die Pinien und ſchlüpfe durch's Fenſter. In meinem Cubiculum ſteht eine Truhe. Hier iſt der Schlüſſel. Nimm Dir, was Du begehrſt! Flink, flink! Ich würde verzweifeln, wenn ſie Dich feſtnähmen . . .“

Acte ſchmiegte ſich wieder in's Lorbeergebüſch.

„Fahr' wohl!“ ſeufzte Octavia. „Mir liegt's todſchwer auf dem Herzen. Ich ahne das Schrecklichſte.“

„Bete!“ flüſterte Acte; „nicht zu Jupiter, ſondern zum Gott Jeſu Chriſti!“

„Ich will's verſuchen.“

„Ach, und noch einmal reich' mir die Hand! Sprich, vieltheure Gebieterin, haſt Du mir wirklich und von ganzem Herzen verziehen?“

„Von ganzem Herzen.“

„So bin ich getroſt. Unſer Vater im Himmel kann ſo viel Güte nicht unbelohnt laſſen.“

Viertes Kapitel.

Zwei Tage ſpäter begann jener ſchauderhafte Skandalproceß, wie ihn die Weltgeſchichte kaum zum zweiten Male verzeichnet hat.

Sophonius Tigellinus führte Namens des Imperators die Anklage.

Seine halbſtündige, kunſtvoll emporgebaute, mit den ſchmutzigſten Einzelheiten überſättigte Rede wies den Freigelaſſenen Octavia's deutlich die Wege vor, die ſie mit ihrer Ausſage würden beſchreiten müſſen, wenn ſie die ‚Aufmunterungen' der Folterknechte vermeiden wollten.

Nachdem er mit einer heuchleriſchen Phraſe des Schmerzes geendet hatte, forderte Tigellinus die marmorbleiche Octavia noch einmal auf, rückhaltslos zu bekennen.

„Du ſiehſt hier," ſprach er, „welterfahrene Männer und Greiſe, denen die offenkundige Schimpflichkeit deines Wandels die Röthe der Scham in die Stirne treibt. Sie haben Vieles erlebt, aber Nichts von ſo niedriger, durch und durch beſudelter Frechheit. Dennoch wird Dich die

hohe Körperſchaft der Gnade des Imperators empfehlen, aus Rückſicht auf deine erlauchte Herkunft —: wenn Du geſtehſt."

„Ich bin ſchuldlos," verſetzte Octavia, wider Erwarten ruhig. „Alles, was hier vorgebracht wird, iſt ein Werk der Verleumdung, ein ſchnödes Lügengewebe, das die verſammelten Väter nicht täuſchen kann."

„Gewiß nicht!" rief eine mächtige Stimme.

Es war Soranus, der würdige Stoiker.

„Nein, beim Jupiter!" fügte Thraſea Pätus hinzu. „Und deß zum Beweis erkläre ich, eh' noch ein Weiteres verhandelt iſt, daß ich mich glücklich ſchätze, wenn die erlauchte Kaiſerin mir die Gnade erweiſ't, meine vierzehnjährige Tochter zur Geſellſchafterin zu wählen."

Ein Murmeln der Ueberraſchung ging durch die Sitzungshalle. Man kannte die ſittliche Strenge dieſes Senators, die geradezu peinliche Sorgfalt, mit der er ſeine durch Schönheit ausgezeichneten Kinder erzogen hatte.

„Reize ihn nicht!" flüſterte Flavius Scevinus, der ihm zur Rechten ſaß. „Ein einziger Blick in dieſe angſtbeklommenen Geſichter muß Dich belehren, daß wir dem Schickſal nicht in den Arm fallen können. Das Unglaubliche wird ſich vollziehen: die reinſte, züchtigſte Frau, die je das Palatium betreten, wird von der feigen, ewig duckenden Mehrheit verurtheilt werden."

„Aber ſoll ich zu dieſer Miſſethat ſchweigen?"

„Nein, Barea! Bei der Abſtimmung werden wir

laut und allem Volke vernehmlich unser ‚Nichtschuldig' sprechen. Nur die offenkundige Feindseligkeit ist verfrüht. Willst Du, daß er die wenigen Träger der Freiheitsidee meuchlings ermordet? Ich dächte, wir hätten eine höhere Mission zu erfüllen. Glaube doch, mir kocht's in den Adern — stürmisch wie Dir! Aber ich zähme mich. Die Stunde der Abrechnung wird schon herankommen."

„Du hast Recht. Still, mein Flavius! Unser Geflüster scheint den Glatzkopf dort an der Ecke zu interessiren."

„Den Verwandten des Agrigentiners?"

„Ja wohl, den widerwärtigen Cossuthianus. Seit jener Streitsache mit den Kilikiern ist er uns aufsässig wie ein Dämon."

Sophonius Tigellinus hatte die Demonstration des Thrasea Pätus mit einem spöttischen Achselzucken beantwortet. Ohne sich weiter um die Bewegung in den Reihen der Senatoren zu kümmern, schritt er zum Verhöre der Zeugen.

Die Freigelassnen Octavia's wurden einzeln vorgeführt.

An erster Stelle ein bildschöner Jüngling mit Namen Alkinous, dessen aschfahle Bläße die unsäglichste Angst verrieth . . .

Er hatte sich durch die Güte der jungen Kaiserin Geldes genug erspart, um demnächst im Sabinerlande ein Gütchen zu kaufen und seine heißgeliebte dreizehnjährige Lalage heirathen zu können.

Nun ſollte er — unmittelbar vor der Schwelle des Glücks — ſeinen Körper zerbrechen laſſen, um Zeugniß abzulegen für die Unſchuld Octavia's, ein Zeugniß, das vielleicht fruchtlos gemacht wurde durch das abgefolterte ‚Schuldig!' der Andern.

Ein ſichtbarer Schauer überrieſelte ſeinen Leib, da ihm nun Tigellinus die Frage zurief:

„Freigelaſſner, was iſt Dir von dem ehebrecheriſchen Verhältniß zwiſchen der Gattin des Imperators und jenem ſchmutzigen Hund von Aegypter bekannt geworden?"

„Herr —," ſagte der Jüngling mit einem prüfenden Blick auf die bereitſtehenden Folterknechte, „. . . ich . . . es mag ja wohl ſein . . . ich hörte . . ."

Dann aber ergriff's ihn wie heilige Scham.

„Zerreißt mich in Stücke!" rief er, die Fäuſte ballend. „Meine Herrin iſt rein wie das Sonnenlicht! Verſammelte Väter, die ihr doch Frauen beſitzt und Töchter, könnt ihr denn zweifeln, wenn ihr nur einen einzigen Blick in dieſes hehre, unſchuldsvolle Geſicht werft? Der Aegypter Abyſſus war ihr allezeit ein getreuer Knecht, wie Jeder, der ſich in ihrem Dienſte befand: aber wie hätte er wagen ſollen . . .? Der Gedanke iſt ja nicht auszudenken!"

„Laßt uns prüfen, ob der Freigelaſſene Alkinous bei dieſer Behauptung verharrt!" ſagte der Agrigentiner mit einer Geberde gegen die Folterknechte.

Die handfeſten Sklaven traten herzu, packten ihr Opfer mit wunderbarer Geräuſchloſigkeit und ſpannten es

auf eine längliche Maſchine aus Stahl, die ‚das Ruhebett des Prokruſtes‘ genannt wurde.

„Sie iſt ſchuldlos!“ betheuerte Alkinous unabläſſig.

Die Schraube ward angezogen.

„Stärker!“ befahl Tigellinus.

Jetzt, da ihm die gräßliche Qual faſt die Beſinnung raubte, rief der Jüngling verzweiflungsvoll:

„Gnade! Gnade! Ich will Alles bekennen!“

„Gebt's ihm gelinder!“

Die Schraube ging um eine Drehung zurück.

„Laßt mich frei!“ ſchrillte es immer noch herzzereißend von ſeinen Lippen.

Ein Wink; die Folterknechte ließen ihn los.

„Du bekennſt alſo?“ fragte der Agrigentiner.

„Ja.“

„Du haſt die Frevlerin überraſcht?“

„Ja.“

„Sie ſuchte Dich zu beſtechen?“

„Ja.“

„Sie gab Dir Geld?“

„Ja.“

„Wieviel?“

„Ich weiß nicht. Hunderttauſend Denare.“

„Gut! Das ſind ſchätzbare Aufſchlüſſe. Du kannſt Dich entfernen.“

Geſenkten Hauptes ſchritt der Jüngling von dannen. Plötzlich ſah er ſich um.

Feierlich hob er die Rechte, die von der ausgestandenen Marter noch zitterte.

„Und sie ist dennoch schuldlos!“ rief er mit Donnerstimme.

„Du widerrufst?“ lächelte Tigellinus. „Nun, wir erörtern das noch. Nehmt ihn fest, Leute! Zuvor aber hören wir wohl die Uebrigen.“

Der Nächstfolgende war ein stattlicher vierzigjähriger Mann, der Weib und Kind hatte.

„Spart euch die Mühe,“ sagte er gleichmüthig zu den Torturſklaven. „Meine Herrin ist unschuldig. Ob ihr mich nun auseinander zerrt oder nicht: ich verharre dabei. Das wär' eine schöne Treue, die sich um einiger Schmerzen willen in Lüge verkehrte. Da, nehmt mich hin! Athenäus fürchtet sich nicht vor denen, die nur den Leib tödten.“

Auf die Folter gebracht, zuckte er nicht mit der Wimper.

„Sie ist unschuldig,“ war das Einzige, was man aus ihm herausbrachte.

Tigellinus, durch die Tapferkeit des begeisterten Nazareners gereizt, wollte die Folter verschärfen, und ihm die qualvoll gezerrten Glieder, beim Fuße anfangend, mit dem eisernen Klöppel zerschlagen lassen.

Thrasea Pätus aber widersetzte sich dem.

„Wie?“ sprach er mit herzbewegender Leidenschaft, „ihr bewundert den Regulus, weil er den Gluthstrahlen der afrikanischen Sonne getrotzt hat, und den liederver-

herrlichten Mucius, der lächelnd die Hand im Feuer verkohlen ließ: hier aber wollt ihr so viel Standhaftigkeit mit dem Tode bestrafen? Seid ihr noch Römer, oder wird uns Judäa seine Lehrmeister schicken müssen, um uns begreiflich zu machen, was Ehrgefühl ist und göttlicher Mannesmuth?"

Das alte Zauberwort von der römischen Heldengröße that seine Wirkung. Drei Senatoren aus den Reihen der sonst so gefügigen Majorität ersuchten in aller Ehrerbietung den ‚einsichtsvollen, gütigen' Tigellinus, von einer weiteren Vernehmung des ehemaligen Sklaven absehen zu wollen.

So ward der unerschütterte Athenäus denn losgegeben.

Mit ähnlicher Hartnäckigkeit wiesen zwei Drittel der Zeugen die schamlose Anklage als Verleumdung zurück; — heldenmüthig wie Mucius Scävola, treu wie Regulus. Es schien, als sei der altrömische Heroismus, der im Senate nur noch ein halbes Dutzend echter Vertreter hatte, in die Herzen dieser Geringen und Glanzlosen eingekehrt, um die entartete Menschheit nicht an sich selbst verzweifeln zu lassen. Die wenigen Hausgenossen Octavia's, die den Schmerzen erlagen, und sich dem Ankläger willig erzeigten, kamen hier kaum in Betracht.

Tigellinus kochte vor Wuth, obwohl er dem Senat gegenüber sich völlig den Anschein gab, als ob er die Angeklagte für zweifellos überführt erachte.

Die Letzte, die man zur Folter ſchleppte, war die ſtrenge Rabonia; denn auch die Frauen und Mädchen wurden von dieſer ſchauderhaften Juſtiz-Gepflogenheit nicht verſchont.

Da Rabonia für Octavia's nächſte Vertraute galt, und ihr Zeugniß ſo am entſcheidendſten in's Gewicht fiel, hatte der Agrigentiner ſie für den Schluß aufgeſpart, und den Knechten bedeutet, ſie möchten ihr gleich von vornherein tüchtig zuſetzen.

Aber auch die getreue Rabonia war ſich über die große Verantwortlichkeit, die auf ihr laſtete, klar, und ſo beſchloß ſie, lieber zu ſterben, ehe ſie ihrer Gebieterin auch nur den leiſeſten Makel anhaften ließe.

Alle Fragen des Tigellinus beantwortete ſie mit einem trotzigen ‚Nein, Du Schurke!'

Immer heftiger ſpannten die Foltrer das entſetzliche Marterbett. Der rechte Arm der Unglücklichen zerriß. Ohnmächtig ſank ihr das leichenfarbige Haupt auf die Seite. Als ihr jedoch das Bewußtſein zurückkehrte, und Tigellinus ihr zitternden Mundes die Worte zurief: „Wirſt Du nun endlich bekennen?" — da verſetzte ſie ihr unerbittliches ‚Nein, Du Schurke!' ganz mit der gleichen Furchtloſigkeit wie zuvor.

„Hinweg mit der Kupplerin!" ziſchte der Agrigentiner, uneingedenk ſeiner ſonſt ſo hocharistokratiſchen Haltung.

„In meine Wohnung, falls es geſtattet iſt!" rief der Stoiker Thraſea. „Meine Aerzte ſollen mir die Zer-

marterte pflegen, denn ich bewundere dieſe heldenhafte Perſon. Ja, ich bewundre ſie, ihr verſammelten Väter, wenn ich auch zugebe, daß ſie gegen den hochwürdigen Adjutanten des Imperators nicht gerade ſehr höflich geweſen."

Der Agrigentiner widerſetzte ſich nicht.

Nachdem die Schreckensſcenen dieſer ekelerregenden Unterſuchung beendigt waren, erhoben ſich die Vertheidiger.

Zuerſt Barea Soranus, dann Thraſea Pätus.

Beide beſchränkten ſich auf die Betonung der Thatſache, daß Niemand, abſolut Niemand in der erlauchten Verſammlung an die Schuld der Octavia glaube.

„Bei allen Göttern! —" ſo ſchloß die kurze Rede des Thraſea — „der Prozeß hat die unantaſtbare Tugend der Kaiſerin nicht erſt beweiſen müſſen. Sollte jedoch, aller Vernunft zum Trotz, irgend Jemand Zweifel gehegt haben an der Hoheit ihrer Geſinnung, an der Unſträflichkeit ihres Wandels, an der unbefleckten Reinheit ihres Gemüths, ſo hat die Zeugenvernehmung erhärtet, daß dieſer Zweifel eine Läſterung war. Tigellinus, im löblichen Eifer, ſeinem Herrn und Kaiſer zu dienen, iſt augenſcheinlich zu weit gegangen. Er hat auf die Zuträgereien ſchnöder Spione und giftſprühender Angeber ein größeres Gewicht gelegt, als er gedurft hätte. Er wird ſich nun überzeugt haben, daß man ihn ſchmählich belogen hat. Glorreicher iſt niemals ein Angeklagter aus einer Gerichtsverhandlung hervorgegangen, als Octavia, die Schweſter des edlen

Britannicus. Neuer, erhöhter Glanz leuchtet um ihr ambrosisches Haupt. Bis dahin ist sie die holdeste Fürstin, das beste, vollendetste Weib gewesen: jetzt steht sie vor uns wie eine Unsterbliche. Versammelte Väter, bittet um ihre Gnade!"

In der That, nicht einer unter den Senatoren glaubte an ihre Schuld, aber ein Jeder wußte, was die Komödie bedeuten sollte. Der Kaiser, oder zum wenigsten Poppäa Sabina und der allmächtige Tigellinus wünschten das Band der Ehe zwischen Octavia und Nero gelöst zu sehen. Diese Erkenntniß genügte für eine Körperschaft, die seit Jahrzehnten bereits mehr an die Sicherung ihrer persönlichen Vortheile als an die Wahrung des Rechts und der öffentlichen Moral dachte.

So wurde denn, aller vernünftigen Einsicht zum Trotz, mit erdrückender Mehrheit der Ehebruch für erwiesen erklärt, die Scheidung ausgesprochen, der Aegypter Abyssus zum Tode, und die Kaiserin zur Verbannung verurtheilt. Das Landhaus zu Antium sollte ihr Kerker werden auf Lebenszeit. Damit sie jedoch ihre schändlichen Ausschweifungen nicht fortsetze, würden ihr die Censoren eine besondere sittenpolizeiliche Wache bestellen, deren Anordnungen sie unweigerlich zu gehorchen habe.

Im tiefsten Innern gebrochen hörte die unglückliche Fürstin diesen entsetzlichen Richterspruch an, — leblos, unfähig, nur ein Thräne zu weinen.

Da schritt Thrasea Pätus feierlich auf sie zu, neigte

sein Haupt und küßte voll Ehrerbietung den Saum ihrer Palla.

„Nochmals," sprach er mit schmerzlich bewegter Stimme, „ich bitte um deine Erlaubniß, Dir meine Tochter zu senden. Möchte sie einst Dir ähnlich werden, — und sollte sie diese Aehnlichkeit mit noch größerem Elend bezahlen müssen als Du erduldest!"

Octavia konnte nicht sprechen. Sie warf ihm einen dankbaren Blick zu, der ihm tief in die Seele drang.

Gleich darauf wurde sie von den Prätorianern hinweggeführt. Der Wagen, der sie nach Antium bringen sollte, stand schon bereit.

„Sei nicht allzu verwegen!" raunte eine haßbebende Stimme dicht hinter Thrasea Pätus.

Der Stoiker blickte sich um. Es war Cossuthianus, den er vor Jahren im Auftrage der Kilikier der Unterschlagung bezichtigt hatte.

„Ich verstehe Dich," lächelte Thrasea, „aber ich fürchte Dich nicht; weder Dich noch deine Verwandten, die damals für dein Verbrechen die Gnade des Imperators erwirkten. Es giebt Frevelthaten, die aus jeglichem Straßenstein wuthsprühende Fechter für das mißhandelte Recht erwecken. Ihr seid ja schlau wie die Geier: diese Verurtheilung aber war ein thörichter Knabenstreich. Denkt an mich, dafern er euch etwa übel bekommen sollte!"

Fünftes Kapitel.

Die Ahnung des Thraſea ſchien ſich an dem nämlichen Tage noch zu bewahrheiten.

Der ſchmähliche Ausgang dieſes unerhörten Prozeſſes wirkte auf die Bevölkerung wie ein Fauſtſchlag, der jedem Einzelnen breit im Geſicht brannte.

Octavia verurtheilt!

Das war zu viel! Das römiſche Volk, das allen übrigen Ausſchreitungen des Hofes ſtillſchweigend zugeſchaut, raffte ſich wie in plötzlicher Verabredung auf, um ſeiner Entrüſtung Ausdruck zu leihen über die ehrloſe feige Verunglimpfung dieſer lieblichen, hochgemutheten Dulderin.

Für Augenblicke konnte man glauben, das ſeien die Zeitgenoſſen der unglücklichen Virginia, die ſich jetzt allenthalben zuſammenrotteten, Flüche ausſtießen, Klagen und Drohungen, und ſchließlich mit der zermalmenden Einmüthigkeit längſt vorbereiteter Inſurrectionen die Loſung

erschallen ließen: „Es lebe Octavia! Nieder mit Poppäa Sabina, der Buhlerin!“

Insbesondere war es das weibliche Rom, das für diese ungeplante stürmische Rebellion die treibende Ursache abgab.

Von den letzten Schifferhütten am Hange des Aventin bis hinaus nach den Villen des Gartenbergs und der milvischen Brücke — überall gewahrte man Frauen als Mittelpunkte bewegter Gruppen, Frauen im Gewande der Kleinbürger, leidenschaftlich und herb in ihrer wilden Beredsamkeit, aber auch vornehme Damen in schneeig fluthender Palla, das grellrothe Flammeum über den kunstvoll geschürzten Haaren, würdevoll, anmuthig in jeder Bewegung. Die Gemahlin des jämmerlichen Senators legte Protest ein wider das lügenhafte Verdikt ihres Gatten; das Weib des verachteten Henkersklaven wider die Missethaten der Folterer. — Und so gestachelt von all' den hunderttausend Stimmen der Frauen, die sich im heiligsten ihrer Gefühle tödtlich verwundet sahen, zogen die Kühnsten unter den Männern zuletzt in tosender Schaar vor das Palatium und verlangten mit Donnerstimme die Rückberufung Octavia's.

Immer neue Volksmassen drängten nach.

Eine Abtheilung Stadtsoldaten, die Treppe des capitolinischen Hügels herabsteigend, warf sich den Ungestümen entgegen.

„Halt!“ schrie der Befehlshaber. „Keinen Schritt weiter, oder ich lasse euch niederstoßen!“

„Schäme Dich!“ rief ein ſchlanker, dunkeläugiger Jüngling, die Fauſt erhebend.

Es war der Freigelaſſene Artemidorus.

„Schäme Dich!“ wiederholte er tieftönig. „Willſt Du die Ehrloſigkeit vertheidigen wider die Tugend? Biſt Du ein Römer, oder ein Kuppler aus Memphis?“

„Gebt Raum!“ klang es verdrießlich von den Lippen des Anführers. „Horch! Da heult's ja ſchon wie germaniſcher Kriegsgeſang! Vorwärts, Leute! Ich muß meine Pflicht thun! Legt mir die Speere ein!“

„Pah!“ rief Einer der Stadtſoldaten „Wahr bleibt wahr! Die Fürſtin iſt ſchuldlos, und Poppäa hat ſie mit Schlamm beſudelt.“

„Ich bin römiſcher Bürger,“ ſagte ein Zweiter. „Ich fechte nicht für die liederliche Sabina.“

„Es lebe Octavia!“ ſcholl es vom Mund eines Dritten.

„Recht ſo!“ jubelte Artemidorus. „Ein Hoch für die Stadt-Cohorte!“

„Die Stadt-Cohorte!“ jauchzte das Volk. „Hoch die Beſchirmer Octavia's!“

Der Befehlshaber ſchaute ſich rathlos um. Sämmtliche hundert Mann weigerten ihm den Gehorſam. Der Lärm auf dem Forum Romanum wuchs mit jeder Sekunde.

Artemidorus faßte ihn plötzlich am Oberarm.

„Zögerſt Du noch?“ rief er im Tone eines be-

geisterten Sehers. „Die ehrvergessene Schmach und die Schande müssen gezüchtigt werden, oder das Weltall geht aus den Fugen.“

Mit einem gewaltigen Griff hatte er dem jäh Ueberraschten das Breitschwert aus den Fingern gerissen.

„Auf nach der Hofburg!“ schrie er, den Stahl hoch über dem Haupte schwingend. „Kommt, ihr Speerträger! Euer Erscheinen wird, so hoff' ich, den Ausschlag geben.“

„Die Stadtsoldaten erklären sich für Octavia!“ ging es brausend von Mund zu Mund. „Platz da! Hier kömmt ihr Vortrab, um das Palatium zu stürmen. Cäsar, tritt vor das Ostium! Schwöre bei allen Göttern, daß Du Octavia in ihr fürstliches Recht wieder einsetzen willst! Nieder mit dem verfluchten Schandmensch Poppäa! Sie hat Rom in den Koth getreten!“

„Nieder mit Claudius Nero, wenn er mißhorcht!“ scholl es, all den Lärm übertäubend, mit posaunenartiger Allgewalt aus dem Getümmel.

Alles wandte sich um.

Nicodemus jedoch, der rachebrütende Nazarener, der den erschütternden Drohruf ausgestoßen, hatte sich augenblicklich gedeckt. Er schien in die Erde gesunken, — spurlos, wie ein Gespenst.

Im Palatium herrschte die größte Rathlosigkeit.

Einige fünfzig Prätorianer, die Sophonius Tigellinus auf den Wunsch der Poppäa hinausgesandt hatte, um das Volk zu zerstreuen, waren nach kurzem Gemetzel von der

entrüſteten Menge theils entwaffnet, theils zu Tode geprügelt worden. Jetzt, da die Stadtſoldaten ihre drohenden Lanzen erhoben, tappte man vollends im Dunkeln. Tigellinus ſchickte Boten auf Boten nach der großen Kaſerne: noch immer kam keine Antwort. In fliegender Eile entwarf er Angriffs- und Vertheidigungspläne, ohne ein Reſultat zu erzielen; denn Alles hing davon ab, wie bald die Truppen der Prätorianer-Kaſerne eintreffen, ja, ob ſie ſich überhaupt bereit finden würden, gegen das ganze erbitterte Rom den Kampf zu verſuchen.

Er äußerte ſeine Bedenken dem Kaiſer.

Alsbald ergriff den Erregten ein Angſtgefühl, das ihm die Kehle verdorrte.

Nicht die zitternde Unraſt der Feigheit durchwühlte ihn, ſondern das böſe Gewiſſen.

Ja, das Volk hatte Recht! Es war eine Miſſethat, all dieſen Scheinbeweiſen zu glauben, ſo überzeugend ſie auch von den pfiffigen Delatoren zuſammengeſtellt waren.

Tigellinus hatte ſich täuſchen laſſen: das mochte noch angehen.

Poppäa hatte ſich täuſchen laſſen: das war ſchon herber; denn gerade ſie, von der die bemitleidenswerthe Octavia ſo Schweres erduldet hatte, mußte bemüht ſein, die Schwächen der Anklage thunlichſt hervorzukehren.

Daß aber Er geglaubt hatte, Octavia ſei ſchuldig, das war ein unverzeihlicher Frevel, eine Verblendung, die er nicht ſühnen konnte!

Weshalb wußte denn Rom, wie makellos die Erlauchte daſtand? Er, der Cäſar, kannte ſeine Octavia doch beſſer!

O, er durchſchaute nun Alles! Die ſchurkiſchen Delatoren hatten gehofft, der Poppäa Sabina einen Dienſt zu erweiſen, den ſie mit perſiſcher Freigebigkeit lohnen würde! — Vielleicht auch hatte ſie ſelber geäußert, daß ihr Octavia im Wege ſtehe.

Und um deswillen dieſe grauſenhafte Mißhandlung, dieſe Entweihung der Schuldloſen . . .? War er denn blind geweſen? Oder traf ihn jetzt das entſetzliche Schickſal, das einſt Agrippina ihm angekündigt: ſo lange ſie ihn beſchütze, werde er mächtig ſein: ohne ſie jedoch müſſe er früh oder ſpät in die Tiefe ſinken . . .?

Ja, das war es! Sein Glanz, ſeine göttliche Herrſchergewalt ſollte in Trümmer ſtürzen! Die Stadtſoldaten waren ſchon abgefallen: die Prätorianer, die ja auch etwas wie Ehrgefühl und Empfindung hatten für die maßloſe Unbill, ausgeübt an der ſanften, wehrloſen Dulderin, würden ſich den Rebellen anſchließen . . . Schon vernahm er im Geiſte den Schritt ihrer Marſchkolonnen . . . Das Lavapflaſter erdröhnte . . . ‚Nieder mit Claudius Nero!‘ Man ſtürmte das Oſtium . . . Burrus und Julius Vindex drangen hier in's Gemach . . . Die Schwerter blitzten in ihren Fäuſten: . . ‚Nimm dies für Agrippina!‘ . . . ‚Und dies für die niedergetretene Octavia!‘

Er ſtieß einen gräßlichen Schrei aus, als fühle er in der zuckenden Bruſt ſchon die Rachedolchen.

„Was tödtet ihr mich, da ich ſelbſt ſie doch retten wollte?“ ächzte er in Verfolgung ſeiner ſchauerlichen Viſion.

Er ſank mit dem Antlitz über den Tiſch.

Da trat Poppäa herein und legte ihm ihre Hand auf die Schulter.

„Sei getroſt!“ ſagte ſie ſchmeichleriſch. „Endlich haben wir Nachricht aus dem Prätorium. Burrus iſt plötzlich erkrankt. Aber ein zuverläſſiger jüngrer Tribun kommt mit zweitauſend Mann durch die Subura.“

„Schweig'!“ fuhr er ſie drohend an. „Ruf' mir den Tigellinus!“

„Was ſoll das?“ fragte ſie ſtaunend.

„Das wirſt Du hören! Ruf' mir den Tigellinus!“

„Schick' deinen Sklaven!“

„Nein! Du gehſt!“ rief er aufſpringend. Er packte ſie bei der Kehle.

„Biſt Du von Sinnen?“

Sie hatte ſich losgemacht und ſtand nun vor ihm wie eine Bellona, doppelt ſchön durch das flammende Roth, das ihr bebendes Angeſicht heiß überſtrömte.

„Verzeih'!“ murmelte Nero ... „Ich weiß nicht, was mir das Hirn verwirrte ... Caſſius!“

Der Sklave trat zu dem Vorhang.

„Zum Henker, ruf' mir den Tigellinus!“ ſagte der

Kaiſer in einem Tone, als ſei es Caſſius geweſen, dem er ſchon zweimal fruchtlos dieſen Auftrag ertheilt hatte.

„Was befiehlt mein Freund und Gebieter?“ fragte der Agrigentiner, über die Schwelle tretend.

„Nimm einen Herold, begieb Dich ſofort an's Veſtibulum und verkünde den Römern, daß der Senat ſich geirrt hat!“

„Wie?“

„Daß der Senat aus lauter hirnverbrannten Tröpfen beſteht, wenn Du das lieber hörſt. Octavia iſt unſchuldig. Claudius Nero Cäſar läßt den geliebten Römern danken, daß ſie die Wahrheit erkannt haben, während die verſammelten Ochſen des Capitols ihr ‚Schuldig‘ brüllten. Begreifſt Du noch immer nicht?“

„Ja, aber . . .“

„Hier giebt's kein Aber. Du wirſt ferner die Güte haben, meiner erlauchten Gemahlin ein Dutzend prätorianiſcher Reiter nachzuſenden, die ſie mit aller gebührenden Ehrerbietung nach dem Palatium zurückführen . . .“

„Willſt Du im Ernſte . . .?“ fragte Poppäa erbleichend. „Cäſar, handle nicht unbedacht! Die hohe Körperſchaft hat geſprochen. Ihr Urtheil iſt unanfechtbar.“

„Ich vernichte dies Urtheil, kraft meiner Herrſchergewalt! Der ganze Prozeß hat nicht ſtattgefunden. Octavia iſt nach wie vor meine kaiſerliche Gemahlin. Du aber . . .“

„Nun? Ich? Ich?“

„Du aber wirſt, da die Billigkeit und das öffentliche Rechtsgefühl dies erheiſcht, das Palatium verlaſſen ... Geh', Tigellinus! Dein Kopf bürgt mir dafür, daß meine Befehle augenblicklich erfüllt werden. Sage dem Volk, Poppäa Sabina ſtehe juſt im Begriff, ihre Villa am Esquilin zu beziehen! Was zögerſt Du noch?"

Der Agrigentiner verneigte ſich.

„Meinetwegen!" ſagte er zu ſich ſelbſt. „Eine plötzliche Laune — oder die Angſt vor den Schreiern da draußen! Wie lange wird's währen? Und ſchließlich, wenn ſelbſt Octavia ſich dauernd behaupten ſollte — ich ſitze zu feſt im Sattel, als daß ich ſie fürchten müßte!"

Poppäa Sabina war außer ſich. So ſchien denn Alles, was ſie ſeit Jahren mit ſo fiebernder Sehnſucht erſtrebt hatte, durch einen einzigen ſchwachen Moment des Kaiſers zu Grunde gerichtet! Ihre Barke ſchlug um, da ſie eben ſchon landen wollte! Weshalb auch mußte der Agrigentiner mit ſo ausgeſuchter Brutalität vorgehen? Weniger hätte hier mehr geleiſtet.

„Nero," ſchrie ſie, dem Kaiſer zu Füßen ſtürzend, „ich laſſe Dich nicht! Ich ſterbe lieber, eh' ich wie eine Verſtoßne von dannen zieh'. Haſt Du vergeſſen, Du Undankbarer, was mir bevorſteht? Iſt nicht Poppäa die Mutter des Kindes, das Du ſo oft ſchon im Geiſte geſchaut haſt, wie es dein Knie umſchmeichelte, wie es mit lallender Lippe Dich Vater nannte?"

Sie zerraufte ihr Haar und ſchlug die Stirne wider den Fußboden.

„Halt ein!“ wehrte der Imperator.

Hingeriſſen vom Anblick ihrer wilden Erregtheit, hob er ſie auf.

„Klage nicht ſo,“ fuhr er fort, „und bringe mein zwieſpältiges Herz nicht ganz und gar zur Verzweiflung! Nein, Poppäa, ich habe Dich nicht vergeſſen. Ich gedenke noch unſerer Träume ... Ich liebe nur Dich, Poppäa, deinen himmliſchen Leib, deine glühenden Küſſe ...“

Er zog ſie tröſtend zu ſich heran. Sie umklammerte ſeinen Hals und preßte ihr heißes Antlitz wider das ſeine.

Draußen ertönte das laute Trompetenſignal des Herolds. Der entſetzliche Lärm, der das Forum Romanum bis hinab zu den Hängen des Cälius wild überbrauſt hatte, wich einer bänglichen Schweigſamkeit. Man hörte die ſchallende Stimme des Agrigentiners, der in knappen, abgeriſſenen Sätzen zum Volke ſprach. Die Worte waren hier im Gemache des Imperators nicht zu verſtehen: aber die Wirkung der kurzen Rede ließ die Hofburg beinahe in ihren Grundfeſten beben. Das Jubelgeſchrei des Volkes übertraf an ſtürmiſcher Allgewalt die kaum verklungenen Zornesrufe um's Hundertfache. Immer und immer wieder klang es durch die erregten Schaaren: „Es lebe Octavia! Es lebe der Kaiſer!“ Einige riefen ſogar: „Es lebe der Agrigentiner!“

Inzwiſchen preßte Poppäa ihre zuckenden Lippen auf Nero's Mund und bebte vor Wuth und Erbitterung am ganzen Leibe. Sie küßte ihn liebevoller und ſüßer als je, denn ſie hatte nun wahrgenommen, daß ſie noch immer die alte Gewalt über ihn hatte.

„Leb' wohl!“ ſchluchzte ſie herzzerreißend. „Ich hätte gedacht, mein Name ſei tiefer in deine Bruſt gegraben. Ich gehe, Cäſar: ſei glücklich mit deiner Octavia!“

Er umfing ſie mit beiden Armen.

„Wir ſehen uns wieder,“ ſagte er, ganz verzaubert von ihrer Weiſe. „Sei verſtändig, Poppäa! Hörſt Du nicht, wie ſie jubeln und jauchzen? Wenn das Volk es verlangt . . .! Sprich, Poppäa: was iſt der Kaiſer ohne das Volk?“

„Das Volk!“ wiederholte Poppäa verächtlich. „Nicht vom Volke haſt Du die Herrſchergewalt, ſondern vom Schickſal, — und die Wälle, die den Anprall des Pöbels zu nichte machen, ſind die Soldaten. Hörſt Du die langgezogenen Klänge der Tuben? Das ſind die Leute des Burrus, die uns zu Hülfe kommen. Jetzt freilich, nachdem der Agrigentiner bekannt gegeben, was Du beſchloſſen, iſt es zu ſpät. O, ich durchſchaue Dich. Deine Gerechtigkeitsliebe iſt nur die Maske der Ueberſättigung. Auch Octavia iſt ſchön, und den lebensdurſtigen Imperator gelüſtet's nach Abwechslung.“

„Weib, Du raſeſt.“

„Ja, ich raſe. Hör' nicht darauf! Mir ſchwindelt.

Feuerbrände lodern mir im Gehirn. Ich möchte Dich gleich mit dieſen Händen erdroſſeln, ſo maßlos bin ich für Dich entflammt, ſo wenig gönn' ich Dich einer Andern —, ſelbſt nicht der reinen, unbefleckten Octavia!"

Die Komödie dieſer Verliebtheit war muſtergültig geſpielt.

Sie faßte den Cäſar bei den Schultern und blickte mit aller Kunſt der Koketterie zu ihm auf, ſo berückend, ſo verführeriſch, daß er vollends erlag. Er meinte, wie Alexandros in der berühmten Stelle der Ilias, ſo begehrenswerth ſei ihm Helena, die kühn-geraubte Gattin des elenden Menelaos, niemals erſchienen — und wie Alexandros, der Hochbeglückte, umfing er ſie . . .

Anderthalb Stunden ſpäter rollte der Wagen, der die verurtheilte Fürſtin nach ihrem Landhauſe hatte bringen ſollen, wiederum über das Pflaſter der Via Sacra.

Endloſe Jubelrufe umringten ihn.

„Es lebe Octavia!" ſchrie und jauchzte das ganze lebendige Rom, und wie ein unheilverkündendes Echo klang es dazwiſchen: „Nieder mit Poppäa, der Buhlerin!"

Unſichtbare Hände bekränzten Octavia's Standbilder, die noch zu Zeiten der Kaiſerin-Mutter am Argiletum, vor dem Saturnustempel, auf der Höhe des Capitols und an mehreren Punkten des Marsfeldes aufgeſtellt worden waren. Die Bildſäulen der Poppäa Sabina dagegen, die Nero errichtet hatte, wurden vom Sockel geſtoßen, zerbrochen, verſtümmelt, mit Staub und Schmutz beſudelt,

oder, wie die Leichname der Verbrecher, nach den gemoniſchen Stufen geſchleift.

Von Claudius Nero bewillkommt, ſchritt die marmorbleiche Octavia durch die Vorhalle des Palatiums.

„Heil dem Kaiſer! Heil der Kaiſerin!“ lärmte das Volk bei dieſer Begrüßung, die doch ſo ſeltſam war, ſo bang und ſo wortlos.

Die Menge ſtrömte in ungezählten Schaaren nach den öffentlichen Altären, um den Göttern zu danken, daß die Mißhelligkeiten im Herrſcherhauſe nun endlich beſeitigt, daß Octavia voll und ganz in ihr unveräußerliches Recht wieder eingeſetzt worden ſei.

Faſt in dem gleichen Augenblick, als Octavia die Hofburg betrat, ſchlich Poppäa Sabina tief verſchleiert durch die palatiniſchen Gärten nach dem Ausgang, der zum Circus Maximus führte. Hier ſtand ihre Sänfte. Einen letzten zornigen Blick warf ſie auf die prunkende Hofburg, wo ſie bis dahin als ſouveräne Fürſtin geſchaltet hatte. Dann ſchloß ſie feſt und energiſch die Lippen, drückte die Hand auf's Herz und ſtieg in ihre Lectica.

Eine ſofort vom Kaiſer berufne Senatsverſammlung erklärte die Scheidung, die erſt kaum von der nämlichen Körperſchaft mit überwältigender Mehrheit verfügt worden war, auf Grund eines angeblich untergelaufenen Formfehlers für null und nichtig.

Thraſea Pätus und Barea Soranus ſprachen den verſammelten Vätern in höhniſcher Weiſe ihre Erkennt-

lichkeit aus und ſchloſſen jeder in ſeiner Weiſe mit der Bemerkung, daß ſie fürderhin auf die Ehre verzichten müßten, einer Körperſchaft anzugehören, die in ſo wichtigen Dingen Formfehler zu begehen wage. Jedermann fühlte den blutigen Hohn und die wilde Verachtung, die ſich hier in's Gewand einer beißenden Ironie kleidete. Coſſuthianus, der alte Gegner des Thraſea, ſchäumte vor Wuth, denn ihm beſonders war von dem tapfern Stoiker ein vernichtender Hieb ertheilt worden. Dennoch wagte Keiner ein Wort der Erwiderung. Die Scham, die ja zuweilen auch in der käuflichſten Straßendirne erwacht, lähmte ihnen die heuchleriſch-verlognen Zungen.

Sechſtes Kapitel.

Während der erſten Stunden nach dem Wiederſehn mit Octavia zeigte ſich Nero von ernſter und wahrhaftiger Reue erfüllt. Die Leiden ſeiner jungen Gemahlin rührten ihn tief. Er machte ſich leidenſchaftliche Vorwürfe, daß er dem Scheine ſo über Gebühr Glauben geſchenkt. Es jammerte ihn dieſes verfehlten, hundertfältig gebeugten Daſeins . . .

„Octavia,“ ſprach er, da ſie erſchöpft auf den Polſtern ihres Gemachs ruhte, „Du ſollſt nun ſehen, wie ſich Alles zum Guten fügt. Ich ahnte ja nicht, was für ein ſüßes, holdes Geſchöpf Du biſt! Weine nicht, arme Octavia! Doch, Du weinſt! Ganz wie von ſelber rinnt's Dir in leiſen Tropfen hier an der Wange herab. Du leideſt, Octavia! Sieh', bei allen Göttern ſchwöre ich Dir: dieſe Hand hier wollt' ich vom Henker zerſchmettern laſſen, wenn ich das Elend, das ich Dir zugefügt, wieder gut machen könnte. Soweit dies irgend noch möglich iſt, ſoll es geſchehen. Tigellinus hat bereits vier jener ſchmäh-

lichen Delatoren in Haft genommen. Sie werden am Kreuze verbluten. Octavia, vergieb mir! Ich kann ja nicht leben, wenn Du mir gram bist."

Sie verzieh ihm von Herzen. Aber noch wühlte das Vorgefallne zu furchtbar in ihrer Brust, als daß sie ganz ohne weiteres diese Jahre der Trauer mit dem entsetzlichen Gipfelpunkt der Gerichtsverhandlung hätte verwinden können.

„Laß uns abwarten," sagte sie, „ob dein Gemüth sich nicht täuscht! Das Opfer, das Du zu bringen gedenkst, übersteigt vielleicht deine Kräfte. Nicht als lastende Pflicht sollst Du empfinden, was für mich eine Gnade der Gottheit wäre. Prüfe Dich, ob Du noch fähig bist, einem Glück zu entsagen, das trotz alledem . . . doch dein Glück war!"

Claudius Nero erging sich in heißen Betheuerungen. Die Selbstlosigkeit dieses jungen Weibes, der Gram, der aus ihrem holden Gesichte so tief zur Seele sprach, erschütterte ihn bis in das Mark. Zaghaft wie ein Verbrecher, der solche Gunst nicht verdient, ergriff er die schlanken Finger und küßte sie. Dann versank er in dumpfes Brüten, bis der Tricliniarch ihm vermeldete, daß die Coena bereit stehe.

Der Kaiser erhob sich und wandte den Blick auf Octavia. Sie war entschlummert. Ihre Wangen hatten sich leise geröthet. An den Wimpern glänzte die letzte Spur einer Thräne.

Er weckte sie auf und sah ihr brünstig in's Auge, als flehe er nochmals ihre Verzeihung an. Sie lächelte. Dann schob sie das Haar zurecht, drapirte sich mit wenigen Griffen die Palla, und folgte ihrem Gemahl nach einem der abgelegenen kleinen Eßzimmer. Auch er, der sonst doch mindestens dreimal täglich seine verschwenderischen Kostüme wechselte, vergaß heute das Umkleiden.

Nero speiste mit ihr ganz allein, nur von wenigen Sklaven bedient, wie ein Kleinbürger.

Weder er noch Octavia sprachen mehr als das Nöthigste: sie vor tiefster Ermattung, er aus schmerzlich-beklommener Scheu vor dem Weibe, an der er — die Götter mochten es wissen, warum! — so maßlos gesündigt hatte.

Octavia genoß nur wenige Bissen. — Auch dem Cäsar, dem die Freuden der Tafel sonst eben so lockend erschienen, wie irgend ein anderer Lebensgenuß, wollten die köstlichen Perlhühner und die duftigen Früchte von Capua nicht munden.

Frühzeitig trennte man sich.

Octavia begab sich sofort in ihr Schlafgemach. Trotz der unleugbaren Wandlung, die im Verhalten des Kaisers zu Tage trat, war's ihr so schwer um's Herz, daß sie gleich hätte sterben mögen. Ja, sie meinte, als sie unter dem Druck jenes schmachvollen Rechtsspruches in der Carruca nach Antium gefahren, sei ihre Seele ruhiger gewesen, gefaßter und klarer. Sie ahnte nichts Gutes von dieser unverhofften Versöhnung; sie fühlte, daß die Ent-

schlüsse Nero's nicht frei gewesen, mochte nun Furcht vor den lärmenden Volksmassen, oder Gewissensangst, oder selbst Mitleid ihn zum Handeln bestimmt haben. Liebe, Liebe, das Einzige, was ihr das Herz hätte heilen können, war es gewiß nicht. Dennoch: der nazarenische Weise, von dem ihr Acte geredet, hatte den schönen Wahlspruch: ‚Harret aus bis zuletzt!' Sie wollte ausharren, sie wollte Nichts unversucht lassen, was in ihrer Gewalt lag. Mochte dann Alles sich fügen, wie es der Gottheit gefiel.

Nero, sich selbst überlassen, spürte sofort ein ungewisses Gefühl der Oede, das nach kurzer Frist eine bestimmte Gestalt annahm.

Ihn beschlich die Sehnsucht nach Poppäa Sabina.

Alle Unbeständigkeit, alle Ausschweifungen, die er in Scene gesetzt, konnten die eine Thatsache nicht verdunkeln: daß er in diese reizende Gauklerin bis zur Tollheit verliebt war.

Der leise Zug um Augen und Lippen, den Poppäa mit der unvergeßlichen Acte gemein hatte, war der unbewußte Grund dieser dämonischen Leidenschaft.

Der Gedanke, Poppäa verlieren zu sollen — und darüber war er sich klar, daß ein Weib wie Octavia nicht theilen würde — dieser Gedanke regte ihn wahnwitzig auf. Nachdem er sich kaum erst Octavia's Verzeihung erfleht hatte, bebte er schon bis in's innerste

Mark vor den logiſchen Folgen. Alle Vernunft, alle Gerechtigkeit, die er aufbot, löſte ihn nicht vom Banne dieſer Empfindungen.

Seine Gemahlin war ſchön, jung, edel, das Urbild einer hochgemutheten Frau: aber für ihn blieben all' dieſe zaubriſchen Reize todt — im Vergleich mit jenem Einen unbeſchreiblichen Zug, den Acte in ihrer kindlichen Unſchuld mit der abgefeimten Poppäa gemein hatte, und der in dem Antlitz Octavia's fehlte.

Dieſer Zug war für ihn die Verkörperung ſüßer, ſchmiegſamer, liebeglühender Weiblichkeit: alles Andre bedünkte ihm Starrheit, kalte,. ſang- und klangloſe Monotonie, — und ſo kam es ihm vor, als ſtehe er jetzt, nach ſeiner Wiedervereinigung mit Octavia, an dem Trennungspunkte zwiſchen Jugend und Alter.

Vier Tage lang kämpfte der Kaiſer dieſen verzweifelten Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht. Er ſchien zu jeder Thätigkeit unfähig. Keiner der Freunde ward vorgelaſſen. Tigellinus ſogar und Phaon, der über die neue campaniſche Villa berichten wollte, mußten ſich unverrichteter Sache wieder zurückziehen. Der ganze Verkehr des Kaiſers beſchränkte ſich auf Octavia. Es war, als wolle er thunlichſt raſch ſich in's Unvermeidliche einleben und dies lichtloſe Daſein ohne Poppäa ertragen lernen.

Octavia durchſchaute ihn.

Am fünften Tage trat ſie zu ihm heran, blickte thränenlos zu ihm auf und ſagte mit feſter Stimme:

„Ich weiß nun, daß Du mir ewig verloren bist. Ich zürne Dir nicht: die Gottheit hat es gewollt. Laß mich — das ist mein einziger Wunsch — ruhig nach meiner antianischen Villa zurückkehren und dort meine Tage beschließen, so gut es gehen will. Möchte Poppäa Dich lieben, wie ich Dich geliebt habe!“

Sie wollte hinzufügen:

„Traue ihr nicht zu sehr! Sie liebt nur die Macht, und die Herrlichkeit des Palatiums!“

Aber sie schwieg.

Trotz der Rührung, die ihn ergriff, und trotz der Bewunderung vor der heroischen Größe dieser trauernden Dulderin konnte der Cäsar bei dem unerwarteten Vorschlag Octavia's kaum seine Freude verbergen. Sie sprach ja aus, was er längst schon als wahr erkannt. Sie begriff, daß die Liebe sich nicht erzwingen läßt.

Der Form wegen sträubte er sich.

Er rief Seneca und seinen Vertrauten Phaon herzu, auf daß sie ihm bitten hülfen.

Aber Octavia blieb fest.

Ihrer letzten schüchternen Hoffnung, die kaum noch Hoffnung genannt werden konnte, beraubt, kehrte sie noch desselbigen Tages geräuschlos und ohne Aufsehn nach Antium zurück.

Es war nun Alles vorbei, und für immer; — das sagte ihr wortloser Scheidegruß, ihr schmerzliches Lächeln, das keinen Vorwurf enthielt, nur unsägliche Traurigkeit.

Langsam, als ob er eine Todte beherberge, rollte ihr Wagen über die abend-bethaute Heerstraße. Verdorrtes Weinlaub raschelte von den Terrassen der Landhäuser auf die Böschung herab; der kühle Decemberwind stöhnte in langgezogenen Klagelauten durch die vereinsamten Vorhallen. Einmal noch schaute sie um. Hinter ihr, eine schwarzverdämmernde Masse, lag Rom, das Grab ihrer einst so rosig geträumten Glückseligkeit. Dunkles Gewölk ballte sich drohend am Gehänge des Mons Janiculus. Ein Seufzer noch, ein heimliches Aechzen, und dann die Blicke vorwärts gerichtet in die öde Zukunft. Wider das Schicksal und seine zerschmetternden Fügungen ließ sich nicht ankämpfen. So war's ihr von Urbeginne bestimmt gewesen: sie mußte ihr Loos ertragen, stumm, ohne Haß und Groll, wie es den Göttern gefiel.

Die Fackeln ihrer Begleiter brannten heller und heller. Ein Funkenregen umsprühte blendend ihre Carruca. Es ward ihr zu Muthe, als sei dies rollende Fuhrwerk ihr Holzstoß, dessen Flammen ihr den ermatteten Leib verzehrten. Ach, wenn es so mild sich stürbe, so ruhevoll . . .! Da plötzlich, als sie des Sterbens gedachte, ergriff sie ein jähes Schauern, eine wühlende Angst. Es war wie ein Nachklang jener furchtbaren Ueberreizung, die ihr damals mit so grausenhaften Visionen den Geist umnachtet. Sie schloß die Augen. Sie zwang sich mit übermenschlicher Anstrengung zur Gleichmüthigkeit. Endlich ebbte der unheimlich-drohende Anfall.

Unter dem einförmigen Rollen der Räder war sie entschlummert.

Ebenso ohne Aufsehn nahm Poppäa Sabina wieder den alten Platz im Palatium ein, voll überströmender Wonne von dem begrüßt, der noch vor wentgen Tagen beim Anblick der todesbleichen Octavia geschworen hatte, er würde mit tausend Freuden sich blutig verstümmeln lassen, wenn er dadurch die Schuld seiner Vergangenheit wieder gut machen könnte.

Octavia selber hatte die Nachricht verbreitet, sie verlasse die Hauptstadt aus eigner Entschließung.

Zudem wußte jetzt Tigellinus die Leibwache durch erneute Millionen-Spenden dergestalt an sich zu fesseln, daß die Soldaten und die Mehrzahl der Offiziere ihn stürmisch zum Kommandanten begehrten, nachdem der jüngsthin erkrankte Burrus plötzlich verstorben war.

Somit wäre denn Alles wieder im ruhigen Geleise gewesen.

Die Besatzung des Kaiserpalastes wurde verstärkt.

Der neuernannte Befehlshaber Tigellinus erklärte es für eine Kleinigkeit, den Pöbel, und brülle er noch so übermüthig, zu Paaren zu treiben, falls er sich wieder erdreisten sollte, dem Imperator Gesetze zu geben.

Neue Manipeln, zum größten Theil aus germanischen Söldlingen zusammengesetzt, waren bereits in der Bildung begriffen.

Nero, der sich jetzt sagen durfte, der Wegzug Octa-

via's aus den Räumen der Hofburg sei ja ihr freier Wille, hatte sich mit den letzten Regungen seines Gewissens vollständig abgefunden.

Auch das Volk schien beruhigter. Denn die Hauptsache, die es erstrebt hatte: die Sühne für die unerhörte Verurtheilung war ja dem übermüthigen Tigellinus abgetrotzt worden.

Was schließlich Poppäa betraf, so durfte sie, der Meinung kaltblütiger Beurtheiler zufolge, mit dem Gang der Ereignisse vollauf zufrieden sein. Daß sie, nach Vernichtung jenes Verdiktes, welches die Ehescheidung zwischen Octavia und Nero aussprach, nicht thatsächlich Kaiserin ward, fiel ja nicht so schwer in's Gewicht. Den Cäsar, der nach ihrer schmeichelnden Liebe fast verhungert war, beherrschte sie unumschränkter als je. Später konnte man schon die Angelegenheit wieder einmal in die Hand nehmen. Vielleicht war die gänzlich gebrochne Octavia auf gütlichem Weg zu veranlassen, völlig und in gesetzlicher Form auf die Seite zu treten . . .

Die Leute indessen, die so gleichmüthig-praktische Erwägungen bei Poppäa unterstellten, irrten sich gründlich.

Poppäa erwog nicht, sie fühlte nur.

Jeder Nerv an ihr schnaubte nach Rache.

Sie hatte niemals geglaubt, daß diese armselige Schein-Kaiserin im Stande sei, ihr gefährlich zu werden.

Nun war das Unerhörte geschehen. Octavia hatte,

wenn auch für Tage nur, über das ſchönſte Weib der Siebenhügel-Stadt triumphirt.

Hiermit war das Schickſal der Unglücklichen beſiegelt. Sie mußte ſterben, und wenn ihr Poppäa ſelber den Dolch in die Bruſt bohren ſollte.

Zunächſt ſuchte Poppäa ſich vor dem Volke wieder in Anſehn zu bringen.

Die Trabanten des Tigellinus riſſen die Kränze von den Standbildern der geflüchteten Kaiſerin fort, während ſie die geſtürzten Statuen Poppäa's wiederum aufrichteten, über und über mit Blumen beſtreuten oder durch Opferbrände verehrten. Alle Künſtler der Weltſtadt erhielten Aufträge, neue Büſten in Marmor und Erz zu fertigen — eine trotzige Antwort auf die Beleidigungen des Pöbels. Starke Abtheilungen von Prätorianern durchzogen die Stadt; ihnen zur Seite ſchritten je drei Dutzend ſtämmige Sklaven des Imperators, die außer dem Kurzſchwert feſtgeknotete Peitſchen trugen. So wurden neue Anſammlungen und neue Injurien im Keime erſtickt.

Der Senat, dem der Cäſar drei Tage ſpäter von dem Entſchluſſe der jungen Kaiſerin Mittheilung machen ließ, ſetzte ſofort eine klägliche Miene auf, als bedauere er jetzt eben ſo ſklaviſch die Vernichtung ſeines Erkenntniſſes, wie er vor Kurzem jenes Erkenntniß ſelber bedauert hatte.

Dieſe unglaubliche Haltung der hohen Körperſchaft flößte der zornerfüllten Poppäa für kurze Zeit den Ge-

danken ein, sich nochmals des Senats zu bedienen, um ihre tödtlich gehaßte Gegnerin endgültig aus dem Wege zu räumen. Wenn sie es klug begann, würden die Knechte vom Capitol abermals umsatteln und ein drittes Verdikt fällen, wonach die Kaiserin dennoch und trotz alledem jeder beliebigen Niedertracht schuldig sei.

Aber nein, dieses Gesindel ehrte man doch zu hoch, wenn man bei so gewichtigen Fragen überhaupt seine Mitwirkung heischte.

Sie verwarf ihren Einfall. Sie selber wollte nun handeln, sie ganz allein.

Und diesmal sollte ihr Tigellinus nicht wieder mit seiner albernen Weisheit die Pfade kreuzen.

Sie hatte ihm gleich zu Anfang bedeutet, seine Erfindung mit dem Verhältniß der Kaiserin zu Abyssus sei eine Thorheit, — einmal, weil dieser Erfindung kein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit inne wohne, dann aber auch, weil nach römischem Recht ein Sklave im Prozeß gegen Freigeborene kein Zeugniß ablegen konnte.

Tigellinus stellte ihr freilich vor, sie zermalme die Feindin durch die ihr aufgebürdete Liebschaft mit einem Sklaven gründlicher, als wenn der Verführer dem Ritterstand oder den stolzen Adelsfamilien des Senats angehöre.

Ja, diese Thatsache war nicht zu bestreiten: aber der Agrigentiner hatte durch die Wahl eines Sklaven, dessen

Eingeſtändniß juridiſch ohne Belang blieb, die Nothwendigkeit der Tortur veranlaßt, und das Ergebniß dieſes abgeſchmackten Verfahrens war für die Schuldloſigkeit Octavia's glänzend geweſen.

Der Mißgriff hatte ſie, die ſieggewohnte Poppäa, faſt in's Verderben geſtürzt.

Sie dankte für ſolche Rathgeber.

Der Streich, den ſie jetzt plante, würde zertrümmern, zu Staub zermalmen, wie ein Strahl aus dem joviſchen Donnerkeil.

Siebentes Kapitel.

Es war ein trüber Decembertag. Aus dem einförmigen grauen Gewölk troff ein melancholischer Regen.

Nero lag in seinem Arbeitsgemach auf der löwenfüßigen Bank. Ein Sklave hatte ihm ein schön gezeichnetes Antilopenfell über die Füße gebreitet, während ein andrer die glühenden Kohlen in dem Erzbecken, das inmitten des Zimmers auf dem silber-getriebenen Dreifuß stand, mit einem Wedel aus Straußen- und Pfauenfedern vorsichtig anfachte.

Der Cäsar hatte in aller Frühe die übliche Aufwartung des Senats entgegen genommen, dann einige geschäftliche Worte mit Seneca und dem Agrigentiner gewechselt und schließlich mit Phaon gearbeitet, dessen architektonische Pläne ihm näher am Herzen lagen, als der Bericht über die Unterdrückung politischer Unruhen im narbonensischen Gallien oder die Vorschläge wegen des großen Reiterstandbildes, das die ‚dankbaren Prätorianer ihrem unvergeßlichen Burrus' errichten wollten.

Jetzt, nach der Stunde des Prandiums, fühlte sich Nero ein wenig abgespannt, zumal das gestrige Trinkgelage bei Cossuthianus über Gebühr lange gewährt hatte. Das Rieseln der Dachtraufen und der bleigrundige Himmel stimmte ihn wehmüthig. Unheimlich zog ihm ein Fröfteln durch die verwöhnten Glieder. Er mochte nicht reden. Cassius aber kannte die Gepflogenheiten seines Gebieters hinlänglich, um jede Silbe zu unterdrücken, wenn der Cäsar mit sich selbst so zerfallen war.

„Ihr Alle habt mich belogen," dachte der Imperator und schaute durch die halb geöffnete Thür in den regentriefenden Säulenhof. „‚Einen Gott' nannte mich die schöne Poppäa; ‚den Willen des Weltalls' der schmeichelnde Agrigentiner. Ich selber glaubte Kräfte in mir zu spüren, deren Anspannung ausreichen würde, um die Menschheit zum Himmel zu heben, oder sie gänzlich zu Grunde zu richten. Nun muß ich's ertragen, daß Jupiter Pluvius den verdrießlichen Schleier vorzieht, — nicht nur über das leuchtende Firmament, sondern über mein eignes jammervolles Gemüth. Nero der Allmächtige friert — nicht an den Gliedern allein, sondern im Herzen."

Plötzlich die Hand über die Augen legend:

„Schaff' mir die Kohlen hinaus, Cassius! Mir umnebelt's die Sinne; mein Kopf schmerzt; und Du weißt doch, Cassius, wenn dem Kaiser der Kopf schmerzt, zuckt das weiter bis in die fernsten Regionen des großen Imperiums."

Caſſius gehorchte.

„So dachte ich einſt,“ fuhr Nero in ſtiller Verbitterung fort; „aber nun weiß ich, dieſe verwünſchte Menſchheit fragt keine Sekunde darnach, ob mir's weh iſt oder vergnüglich. Um ſo ſchlimmer für ſie. Ich will ihr Gleiches mit Gleichem vergelten. Mein Behagen ſoll wachſen, je tiefer der Schmerz ihr das zuckende Mark zerfrißt. Gejauchzt und gejubelt hat dieſe Bande von Leichenträgern, als ich Poppäa verſtoßen hatte, Poppäa, das einzige Glück meines Lebens. Mir krampfte die Bruſt, aber die Beſtie da draußen hat vor Wonne gebrüllt — gerade deshalb vielleicht, weil ſie fühlte, wie ſehr ich litt. Poppäa Sabina! Wie das wohlig in meine Seele tönt! Ihr verdank' ich mein Daſein. Wäre ſie nicht geweſen, der Verluſt der Andern hätte mir den Verſtand geraubt. Da es denn Acte nicht ſein konnte, wohl, ſo war's eine Gnade des Fatums, daß Poppäa mir leben durfte. Manchmal, wenn ſie mir ſo den Arm um den Nacken legt, und ich ſchließe die Augen — dann meine ich Acte zu fühlen an jenem erſten Abend im Park des Scevinus . . .“

„Herr,“ unterbrach Caſſius dieſe Betrachtung, vom Periſtyl wieder eintretend, „die erlauchte Poppäa bittet um Vorlaſſung.“

„Endlich!“ ſagte Nero, ſich aufrichtend. „Nun wird's ſonnig werden hier im Gemach. Sage ihr, daß ich ſie längſt ſchon erwartet habe.“

Dann zu dem andern Sklaven, der in der Ecke am Boden saß:

„Zünde die Lampen an! Immer dichter ballt sich das Regengewölk. Diese leichenfarbige Dämmrung ist schauderhaft.“

Der Knabe rannte hinaus und kehrte mit einer brennenden Handlampe zurück. Im Augenblick ergossen die Dochte der marmornen Standleuchter ihr goldklares Licht.

Gleich darnach trat Poppäa Sabina über die Schwelle.

„Hast Du Muße, mich anzuhören, mein Liebling?“ frug sie auf griechisch.

„Ich verschmachte nach Dir. Komm, setz' Dich hier auf die Polster! Du scheinst so ernst, süße Poppäa. Was giebt's?“

„Unerhörtes,“ sagte Poppäa ruhig. „Wie ich Dir jetzt in die Augen schaue, halt' ich es dennoch für besser, zu schweigen, und lieber mit Seneca oder mit Tigellinus . . .“

„Was?“ fiel Nero ihr in die Rede. „Dinge giebt's, die Du lieber mit Seneca oder mit Tigellinus verhandelst?“

Poppäa starrte sinnend zu Boden.

„Einmal hab' ich's erleben müssen, daß meine ehrliche Absicht Dir für Augenblicke verdächtig schien. Zum zweiten Male verkannt zu werden — bei allen Göttern, das ertrüge ich nicht!“

„Redeſt Du von Octavia?“ fragte der Kaiſer ſtirnrunzelnd.

Sie zögerte.

„Auch von ihr,“ ſagte ſie endlich mit ſcheinbarer Selbſtüberwindung. „Zunächſt aber von einem dreiſten Verbrecher, der glücklich in meiner Gewalt iſt. Vergieb mir, Cäſar, wenn ich mit unermüdlicher Treue gewacht habe, daß Du nicht Schaden nehmeſt.“

Claudius Nero ergriff ihre Hand. „Ohne Umſchweife!“ ſprach er und zog ihre blühenden Finger an ſeine Lippen. „Welche Miſſethat haſt Du entlarvt?“

„Den Aufruhr, die blutige Rebellion, — und leider, leider . . . Aber bleiben wir bei der Hauptſache! Anicetus, der ſeit lange ſchon mit Octavia in — freundſchaftlichen Beziehungen ſteht . . .“

„Du ſagſt das in einem Tone . . .“

„Ich fürchte deine Erbitterung; denn Du theilſt ja doch mit dem römiſchen Volke die Anſicht, deine Octavia ſei makellos wie friſchgefallener Schnee. Weil ihre Freigelaſſnen Nichts wußten, glaubtet ihr — ein Schluß von ganz erſtaunlicher Logik! — es ſei in der That Nichts vorhanden, — und die wenigen Stimmen, die gegen ſie ſprachen, ſchobt ihr auf die Wirkung der Folter. Als ob man nicht jahrelang ſündigen könnte, ohne entdeckt zu werden!“

„Willſt Du behaupten, jener unglückliche Abyſſus,

der noch ſterbend ihre Unſchuld beſchwor, ſei ein Lügner geweſen?"

Poppäa zuckte die Achſeln.

„Was den Aegypter anlangt, ſo behaupte ich gar Nichts. Möglich, daß die Späher des Agrigentiners getäuſcht wurden — in der Richtung nämlich, wo ſie zu ſuchen hatten. Wenn Du bei Nacht in rebenumrankter Laube ein Paar ertappſt, ſo iſt's ja denkbar, daß man den Lucius für den Sempronius hält, oder umgekehrt. Diesmal aber ſind ſolche Irrthümer ausgeſchloſſen. Anicetus hat ſich bei einem der Seeoffiziere gerühmt, Octavia's Geliebter zu ſein, und zwei Soldaten, Freigeborne wie Du und ich, haben's mit angehört. Niedergeſchmettert durch dieſes Zeugniß, leugnet er gar nicht. Ich ſelber habe ihn geſtern verhört, und als ich ihm zuſagte, daß ſein erbärmliches Leben geſchont werden ſollte, dafern er ein offnes Geſtändniß ablege — — Aber ich ſehe, Du regſt Dich auf, Nero; dein Antlitz wird fahl; Du zitterſt. Kannſt Du's ihr gar ſo übel nehmen, daß ſie Dir heimzahlt —"

„Heimzahlt?" rief der Kaiſer mit Donnerſtimme. „Rechneſt auch Du in der Weiſe der liederlichen Perſonen, die man das weibliche Rom nennt? Ich bin der Cäſar, und vor Allem: ich bin der Mann. Ich kränke ſie wohl, wenn ich die Gunſt, die der Gattin gebührt, einer Unberechtigten zuwende; ich kränke ſie, aber, beim Herkules, ich entehre ſie nicht! Niemand wird ihrer ſpotten, Niemand

ſie lächerlich finden. Mitleid nur und leidenſchaftliche Sympathie wendet ſich der Verlaſſenen zu, ſelbſt heute noch, da ſie doch ſelbſt dieſe Trennung gewollt hat. Ich jedoch, wenn es wahr iſt, wenn Anicetus . . .! Aber Du lügſt, Poppäa! Es iſt einfach undenkbar!"

„Ich verzeihe Dir," ſagte ſie ruhig, „denn ich begreife Dich. Der Gedanke, von dem Pöbel verhöhnt zu werden, raubt dem Beſonnenſten die Vernunft. Ein betrogner Gemahl, ein Cäſar, deſſen Ehegattin trotz aller Scheinheiligkeit mit den Vertrauensmännern des Imperators in Minne ſchwelgt und zum Ueberfluß Pläne ſchmiedet, ihren Gatten zu ſtürzen, um dem liebenswürdigen Buhlen auf den Thron zu verhelfen — wahrlich, die Rolle iſt nicht eben beneidenswerth."

„Und das Alles hätte Octavia gethan?" fragte der Kaiſer.

„Ueberzeuge Dich ſelbſt! Ohne irgend wen zu benachrichtigen, hab' ich den Anicetus und drei ſeiner Spießgeſellen an's Land gelockt, ſie in Haft genommen und die Geſtändniſſe, die ſie mir abgelegt, wortgetreu durch einen der Centurionen aufſchreiben laſſen. Hier haſt Du das Reſultat der geſammten Verhandlung. Lies, und verſuche dann fürder zu zweifeln. Zum Glück hatte die bubenhafte Verſchwörung kaum noch um ſich gegriffen. Faſt ſämmtliche Offiziere ſind treu. Ein Brief der Octavia, deren Schrift Du erkennen wirſt, liegt den Blättern hier bei."

Sie überreichte ihm die verhängnißvollen Papierstreifen.

Nero las. Mit jeder Zeile blickte er hohler, gespenstischer, leichenhafter.

„Die Natter!“ knirschte er durch die Zähne. „Also doch! Die Flotte wollte sie aufwiegeln und die campanische Landbevölkerung! Vom Cap Misenum her sollte ihr Streich fallen, der den Cäsar vernichten und den feilen Schuft Anicetus aus dem Sumpfe seiner Gemeinheit empor schleudern sollte! Schrecklich! Entsetzlich! Ist's denn zu glauben, diese keusche Octavia, die sich scheute, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen, das sie nicht ruhig am Altare der Vesta hätte aussprechen können? Aber so sind sie, die Heuchlerinnen, die Buhldirnen! Je unschuldsvoller das Antlitz, um so verworfener die Seele! Die Rhodierin Chloris erscheint ja neben dieser Verworfenheit wie die leuchtende Artemis. Und der Bube hat es gewagt, sich zu brüsten ... zu brüsten mit der Schande des Imperators? So sind sie beide des Todes schuldig!“

„Ich hab' dem Verruchten als Preis für die Unbeschränktheit seiner Geständnisse angelobt, seine Begnadigung zu erwirken,“ sagte Poppäa. „Schick' ihn auf Lebenszeit in die Verbannung, nach Sardinien. Weißt Du nicht, daß die Römer Sardinien mehr fürchten als den Tod?“

„Laß, laß! Wir reden darüber!“ sagte der Kaiser,

noch immer in die Aufzeichnungen seines Centurio vertieft. Er kannte den Mann; es war einer seiner getreuesten. Der Name allein hätte dem Cäsar dafür gebürgt, daß kein Wort in diesen Aufzeichnungen gefälscht war. Zudem brauchte er ja nur selber, wie Poppäa hervorhob, die Verhafteten zu befragen, um die leiseste Abweichung ihrer Aussagen von der Niederschrift sofort zu entdecken.

In der That, gefälscht war nur der kurze Brief der Octavia, aber so meisterhaft, daß der Kaiser sein Haupt für die Echtheit des Aktenstückes verpfändet hätte.

„Sie muß sterben!“ rief er, die knisternden Blätter mit der Rechten zusammendrückend.

Dann tief Athem holend:

„Sprich: wo hältst Du die Schandgesellen verwahrt?“

„Drüben am vierten Hofe in einer der Sklaven-Kammern.“

„So führe mich hin! Horch, da erhebt sich der Wind! Das rechte Wetter für so grauenhafte Erlebnisse! Wie das jammert und heult! Mich dünkt, ich höre das Todesröcheln der Agrippina.“

Diesmal siegte Poppäa vollständig. Anicetus, den sie mit ungezählten Millionen erkauft hatte, nahm in demuthsvoller Zerknirschung den Faustschlag des Imperators entgegen, schluckte die drei zerschmetterten Zähne ruhig hinunter und ließ sich, Dank stammelnd, nach der kaiserlichen Trireme bringen, die ihn trotz der stürmischen Witterung noch desselbigen Tages von dannen führte.

Seine Spießgesellen begleiteten ihn. Poppäa hatte dem Imperator bedeutet, er könne, wenn er gerecht sein wolle, die Werkzeuge des Anicetus nicht härter bestrafen, als diesen selbst. Da er sich weigerte, raunte sie ihm in's Ohr, wenn er sie liebe und fürder Verlangen trage, sie in die Arme zu schließen, so werde er diesem Grundgesetz aller Billigkeit Rechnung tragen. Für Octavia jedoch erwirkte die wuthbeseelte Rivalin ein Todesurtheil. Halb gewährend und halb versagend, hatte ihre schamlose Koketterie ihn so lange umschmeichelt, bis er, von ihrem Zauber entflammt und durch den ätzenden Spott über das Zögern des ‚zweiten Otho' in tiefster Seele verwundet, das längst bereit gehaltene Document unterzeichnete.

Achtes Kapitel.

Octavia saß mit einer Sklavin im Oecus und lauschte der Vorlesung eines Briefes, den der geheimnißvolle Apostel Paulus schon vor Jahren aus Philippi in Thracien an die Nazarener-Gemeinde zu Korinthus gerichtet.

Das ehrwürdige Dokument, um seiner schlichten, herzbewegenden Innigkeit willen höher geschätzt, als viele andre Episteln des unermüdlichen Christus-Verkünders, war in zahlreichen Exemplaren vervielfältigt worden und befand sich fast in den Händen sämmtlicher Nazarener, die lesen konnten.

Die Sklavin, vor dritthalb Jahren getauft, ein zwanzigjähriges Mädchen aus Argolis, legte in die ergreifenden Worte, die sie der Kaiserin vortrug, allen Wohlklang ihrer melodischen Tief-Stimme, alle Guth ihres Glaubens.

Octavia, die bis dahin stets nur mit einer staunenden Neubegier, und noch halb widerstrebend, den Thaten

und Worten des großen Apostels gefolgt war, und, aller Theilnahme für die Lehren des Nazarenerthums ungeachtet, im Innern festhielt an der stillen, altrömischen Ehrfurcht vor dem gewaltigen Jupiter, fühlte zum ersten Male das Wehen eines allbesiegenden Geistes, da die Sklavin nach kurzer Pause jetzt fortfuhr:

„Wenn ich mit Menschen- und Engelszungen rede, und habe die Liebe nicht, so bin ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Und wenn ich weissagen kann und alle Geheimnisse weiß, und jede Erkenntniß habe und allen Glauben, so daß ich Berge versetze, und habe die Liebe nicht, so bin ich ein Nichts.

Und wenn ich all' mein Besitzthum den Armen schenke, und meinen Leib dahingebe, auf daß er verbrenne, und habe die Liebe nicht, so kann mir's nicht frommen.

Die Liebe ist langmüthig und freundlich; die Liebe eifert nicht. Die Liebe treibt nicht Muthwillen; sie ist nicht hoffärtig.

Sie ist nicht ungeberdig; sie suchet nicht das Ihre; sie läßt sich nicht erbittern; sie trachtet nicht nach Verderblichem.

Sie freut sich nicht der Ungerechtigkeit; sie freuet sich aber der Wahrheit.

Sie erträgt Alles, sie glaubt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles.

Die Liebe endet nicht . . ."

„Phöbe", unterbrach hier Octavia die Sklavin, „ich bitte Dich! Eine Sekunde nur laß mir Zeit."

Die junge Fürstin hatte die Hand fest auf die Augen gepreßt.

„Die Liebe endet nicht . . ." wiederholte sie langsam. „Sie sucht nicht das Ihre; sie trägt Alles . . . Noch einmal, Phöbe! Diese Stelle noch einmal . . .!"

Phöbe gehorchte. Die Augen starr auf das mildverklärte Antlitz des Mädchens geheftet, hörte Octavia ihr zu.

Und wieder klang es ihr wie Musik aus einer überirdischen Welt entgegen:

„Die Liebe endet nicht . . ."

Da plötzlich — welch' ein gespenstisches Hin und Her! Hastige Schritte im Atrium, angstvolles Murmeln, und gleich darnach ein leises Geklirre, wie von Gewappneten, die vorsichtig auf den Zehen schleichen . . .

Octavia sprang auf. In die Thüre tretend, prallte sie wider die zwei prätorianischen Hauptleute, die von Poppäa mit der Vollstreckung des Todesurtheils betraut waren.

„Herrin," sagte der Eine, „wir kommen im Auftrag des Imperators. Erspar' uns die Worte, die uns nur mühsam über die Lippen wollen! Hier, — lies!"

Er zeigte der bebenden Fürstin das Dokument.

Sie warf einen Blick darauf, scheu, ungläubig, ach,

und dennoch gebannt, wie das Vöglein, das in den Rachen der Schlange ſtarrt.

Dann endlich begriff ſie. Laut aufjammernd, brach ſie in ihre Kniee. Unter glühenden Thränen flehte ſie um ihr Leben, ſie, die Unglückliche, die Enterbte, für die Leben und Leiden doch Eins war.

Glomm vielleicht immer noch eine Hoffnung unter der Aſche ihres zerſtörten Daſeins?

Oder hatte der furchtbare Widerſtreit der Gefühle die Kraft ihrer Jugend vollſtändig aufgeſaugt, damit ihr das Schickſal auch den letzten Troſt der Verzweiflung nähme: die Hoheit eines würdigen, muthvollen Todes?

„Erbarmen!“ rief ſie, die zitternden Hände ringend. „Ich bin noch ſo jung und habe nur Gram erfahren auf dieſer Welt! Laßt mich entrinnen, weit hinaus bis zu den Säulen des Herkules! Nur die Sonne will ich noch ſchauen, und die himmliſche Luft noch athmen, ach, die ſüße, himmliſche Luft!“

Schon ſchwankten die Centurionen, denn es war eine harte Arbeit für ehrliche Kriegsleute, an dieſem lieblich-zarten Geſchöpf, das doch von Rechtswegen aller Ehren des Thrones theilhaftig war, Henkersdienſt zu verrichten.

Bald aber ſiegte die Furcht vor Poppäa und die Beſorgniß um die eigene Sicherheit.

„Herrin, es geht nicht!“ ſagte der Aelteſte. „Der Kaiſer befiehlt: die Centurionen müſſen gehorchen.“

Er zückte das Schwert, aber die Waffe entſank

ſeiner Hand beim Anblick dieſer herzzerreißenden Todesangſt. —

„Tritt her!“ ſagte er zu dem Jüngeren.

Da auch der nicht den Stoß führen wollte, ſo winkte der Erſte ſeinen Begleitern und gab den Befehl, die Fürſtin mit aller Schonung zu feſſeln.

„Vergieb mir!“ ſagte er feuchten Auges, während die Prätorianer ihr mit weichen Wolltüchern Hände und Füße banden. „Ich frevle, aber ich muß. Wenn's eine Gottheit giebt und ein zukünftiges Leben, und Du erſchauſt ſie in ihrer Herrlichkeit, ſo bitte für mich, daß ſie mir dieſe Unthat verzeihe!“

Nun ward die halb Ohnmächtige in ein lauwarmes Bad gebracht, wo man mit einem haarſcharfen Dolch ihr die Adern öffnete.

„Herrin, es thut nicht weh,“ ſagte der ältere Centurio. „Du wirſt leiſe dahinſchwinden — gerade, als wenn Du einſchliefſt.“

Aber dies Leben ſträubte ſich mit verzweifelter Hartnäckigkeit gegen die ewige Nacht, in der es, dem Lauf der Natur zuwider, ſo früh ſchon erlöſchen ſollte. Langſam nur, und allmählich verſagend, quoll das Blut aus der Wunde. Schreckliche Zuckungen ſtellten ſich ein; den halbgeöffneten Lippen entrang ſich ein Aechzen der unbeſchreiblichſten Qual.

Da überkam den alten Kriegsmann ein Schauer. Aufſtöhnend griff er mit nerviger Fauſt in ihr volles,

lichtbraunes Haar und drückte ihr den Kopf unter das Wasser.

Nach kurzer Zeit war Alles vorüber. Der Centurio aber, der sie ertränkt hatte, stieß einen schrecklichen Fluch aus wider den Kaiser und die Metze der Hofburg, zog sein Schwert und durchbohrte sich selbst.

Sein jüngerer Genosse hieß den Leib der gemordeten Kaiserin und den des unglücklichen Kameraden im Atrium aufbahren und mit Tüchern bedecken, damit späterhin die Verbrennung stattfände.

Das Haupt aber der Octavia brachte er, den Befehlen Poppäa's gemäß, nach Rom und überreichte es seiner erlauchten Auftraggeberin.

Diesmal hatte Poppäa ihr Lügengewebe so gut gesponnen, daß es ehrliche Leute gab, die ihr halbwegs zu glauben schienen. Die Aktenstücke mitsammt dem gefälschten Briefe Octavia's gelangten im Senat zur Verlesung. Die einzigen Stimmen, die sich erfolgreich für die Ehre der ruchlos Dahingeschlachteten hätten erheben können, waren verstummt. Flavius Scevinus weilte in Mediolanum; Thrasea Pätus und Barea Soranus, des Hochverraths und des Verbrechens wider die kaiserliche Majestät beschuldigt, saßen hinter den festen Mauern des Staatsgefängnisses. Wer sonst noch einen Funken von Ehrgefühl sich bewahrt hatte, wie Piso, der vornehm lächelnde Epikuräer, blieb neuerdings den Verhandlungen grundsätzlich fern, um nicht entweder feig und nieder-

trächtig erſcheinen, oder den eigenen Kopf zwecklos auf's Spiel ſetzen zu müſſen. So geſchah's denn, daß die capitoliniſche Körperſchaft den an Octavia begangenen Mord als eine politiſche Großthat feierte und den Beſchluß faßte, in ſämmtlichen Heiligthümern der Hauptſtadt Dankesopfer zu bringen, zum Preiſe für die Errettung des Kaiſers und des römiſchen Reichs vor den Ränken Octavia's.

„Elendes Hundegeſindel, dieſe Herren im Purpur!" lachte Poppäa, da ſie von dieſem Beſchluß Kunde bekam. „Die Spül-Sklaven des Küchenmeiſters ſind Heroen gegen die Speichellecker vom Capitol! Sie ſollen künftig darnach behandelt werden!"

Vier Wochen ſpäter feierten Claudius Nero und Poppäa Sabina ihre Vermählung.

Die leichtlebige, jedem neuen Eindruck zugängliche Bevölkerung hatte ſich inzwiſchen beruhigt.

Die Gegner Poppäa's, die hier und da im Palatium ſelber gegen die eheliche Verbindung mit Nero heimlich gewirkt hatten, ſchienen verſtummt.

Durch perſönliche Liebenswürdigkeit und reichliche Geldſpenden wußte die neue Kaiſerin bald das nämliche Volk zu erobern, das einſt ihre Bildniſſe umgeſtürzt und in den Staub geworfen.

Ihr Anſehen erreichte den Gipfelpunkt, als ſie im Februar des folgenden Jahres ihrem Gatten eine Tochter gebar.

Der Festjubel, der die Zweimillionen-Stadt mehrere Tage lang vom Janiculus bis zur Labicanischen Straße durchbrauste, war ebenso unbeschreiblich als der Wonnetaumel des Imperators.

Wie leidenschaftlich aber der Kaiser die schöne Poppäa liebte, das zeigte sich deutlicher fast in dem Schmerz, der dem stürmischen Freudenrausch unmittelbar folgte.

Noch hatte die junge Mutter sich nicht vom Lager erhoben, als das Kind, dem ganz Italien wie einer welt-erlösenden Göttin zugejauchzt hatte, plötzlich starb, — vermuthlich in Folge der großen Gemüthsbewegungen, die Poppäa während der letzten Monate vor der Geburt durchgemacht hatte.

Man suchte ihr das Mißgeschick zu verheimlichen. Aber da sie nun immer energischer nach der Tochter verlangte, die ihr vor wenigen Stunden noch in den Armen gelegen, und Nero zaghaft zu ihr heran trat und flüsterte: „Fasse Dich, süße Poppäa: unsere Blume ist todt!“: da sank sie mit einem verzweifelten Aufschrei in die Kissen zurück und verlor die Besinnung.

Drei Tage lang delirirte sie. Einmal war sie nahe daran, sich die Stirn zu zerschmettern. Zur rechten Zeit noch fing der Kaiser sie auf.

„Octavia,“ schrie sie, „die kinderlose Octavia! Seht, dort steigt sie empor aus dem Todtenreiche! Sie rächt sich! Sie trinkt mit ihren blassen Lippen mein Herzblut!“

Nero hegte und pflegte sie unermüdlich. Alles

verſäumend ſaß er an ihrer Lagerſtatt, — tagelang, wochenlang.

Ende März trat ſie zum erſten Mal, auf den Arm ihres Gatten geſtützt, über die Schwelle des Krankenraums. Rings im Säulenhof glänzte die Frühlingsſonne; warm und wohlig ſpielte die Luft um das Haupt der Geneſnen. Ueber ihr ſchönes Antlitz bebte ein Lächeln, ſo fein, ſo ſchimmernd wie die Waſſer des Springquells. Dieſes Lächeln beſagte: ‚Ich litt, — aber als Kaiſerin!‘

Poppäa Sabina ſtand nun am Ziele.

Der Verluſt ihres Kindes erſchien ihr nachgerade wie ein Tribut gegen die Götter, den ſie willig bezahlen mußte, wenn ſie vor dem Neid der Unſterblichen ſicher ſein wollte.

Sie ſtrengte jetzt Alles an, um ſich auf der einmal errungenen Höhe feſt zu behaupten.

Das Beiſpiel Octavia's hatte ſie gründlich belehrt, wie wenig die Stellung der Kaiſerin zu beſagen hat, wenn die Neigung des Imperators nicht dauernd beherrſcht wird.

Sie erwies ſich als Meiſterin in der Kunſt, die Sehnſucht und Liebe ihres Ehegemahls nicht einſchlummern zu laſſen, ihn bald in die tollſten Zerſtreuungen zu ſtürzen und dann wieder zärtlich an ihre Bruſt zu ziehen, damit er empfinde, daß hier allein, in der Umſchlingung ihrer wonnigen Arme, ſeine wirkliche Heimath ſei.

Jeder Laune zeigte sie sich gefügig — ohne Bedenken, ohne Furcht, ohne Gewissensbisse.

So gab sie ihm zwar, was er dankerfüllt das wahrhaftige Glück nannte, aber sie trug auch mehr als irgend wer sonst dazu bei, die ungezügelte Tollheit, die hohnerfüllte Mißachtung jeder Gerechtigkeit, kurz, den Cäsarenwahnsinn ihres Gemahls völlig zur Blüthe zu bringen und jenen furchtbaren Dämon zu zeitigen, der noch jetzt wie ein räthselhaftes Gespenst zu uns herüber funkelt aus den gähnenden Tiefen der Weltgeschichte.

Neuntes Kapitel.

Es war im Hochſommer.

Die Reichen und Vornehmen hatten ſich längſt in die Bergſchluchten oder an's Meer geflüchtet.

Der Imperator weilte mit ſeinem Hofſtaat zu Antium, wo Tigellinus auf Rechnung ſeines kaiſerlichen Gebieters ein neues, wunderprächtiges Landhaus erſtanden hatte.

Rom war des Tags über wie ausgeſtorben.

Erſt eine Stunde nach Sonnenuntergang füllten ſich die Tabernen mit halbnackten Zechern, und die Raſenplätze des Campus Martius, wo in der kühleren Jahreszeit der Schlauchball geſpielt und der Discus geſchleudert wurde, belebten ſich mit Erquickungsbedürftigen, die ſich in's halbvertrocknete Gras kauerten, Brod und Früchte verzehrten oder begierig die öffentlichen Brunnen umlagerten.

Bald darnach waren die Treppen aller öffentlichen Gebäude, die Marmorplatten vor dem Saturnustempel,

der weltberühmte Aufstieg zum Capitol, der Säulengang der Agrippa — kurz, jeder denkbare Ruheplatz von tiefathmenden Schläfern besetzt, denen es in der drückenden Enge der Miethswohnungen unmöglich war, selbst nur minutenlang Rast zu finden. Auch viele Kranke lagen umher: denn die römische Fieberluft, dieses uralte Erbtheil der Siebenhügelstadt, forderte wie alljährlich zahlreiche Opfer.

Tausende von verlechzenden Menschenleibern, die zum Schlaf zu erregt waren, suchten Erfrischung in den spärlichen Wassern des Tiberstroms. Von der älischen Brücke bis stromabwärts zum Landungsplatze des Mons Aventinus drängte sich Kopf an Kopf, Männer, Weiber und Kinder, während die Schiffsleute, trotz der Erschlaffung, die auch ihnen schwer in den Gliedern lag, Alles aufboten, ihre Ladung am Ufer zu bergen, um Ostia, die gesündere Hafenstadt Roms, wieder erreichen zu können, ehe es Tag würde.

Hier, unmittelbar am Gestade, parallel mit dem Circus Maximus, befanden sich mächtige Waarenlager und Stapelräume, namentlich Oelmagazine und Kornspeicher.

Die Sonne des vierundzwanzigsten Juli war in blutfarbigen Dünsten langsam hinabgeschmolzen. Eine unheilverkündende Schwüle, dumpfer als je zuvor, brütete hauchlos über der Weltstadt. Die Luft war dick, wie süditalische Grobwolle. Ueber den Höhen des Quirinals flimmerte

ab und zu der fahle Glanz eines ohnmächtigen Wetterleuchtens.

Da, in der zweiten Stunde vor Mitternacht, sah die verblüffte Bevölkerung, wie an dem leichtgezimmerten Dach eines der aventinischen Kornspeicher ein blendender Lichtschein emporzuckte.

„Feuer!“ ging es wie Angstgeheul durch die erschreckten Massen. Ein Brand, in dieser Gegend, bei so entsetzlicher Dürre, — da war Keiner, der die furchtbare Größe dieser Gefahr nicht begriffen hätte.

Ehe der Ruf noch über die nächste Umgebung hinausgedrungen, wirbelten schon die Flammen haushoch zum Himmel auf.

Die Stadt-Cohorte, die neben dem Sicherheitsdienste auch dem Beruf einer Löschmannschaft oblag, kam später, als wünschenswerth. Mit rasender Schnelligkeit hatte die Lohe um sich gegriffen. Von der Bevölkerung unterstützt, mühten sich die Soldaten, Alles, was von Baracken und Häusern demnächst bedroht erschien, abzutragen, um so den Heerd des Unglücks zu isoliren. Schon waren die Niederlagen der Oelhändler mit ergriffen. Die brennende Flüssigkeit rann, den Lavaströmen des Aetna vergleichbar, verderbensprühend südostwärts. Funken und glühende Spähne wurden in unabläßigen Garben rings über die ganze Region verbreitet . . . Jetzt zischte es hier, jetzt dort in heller Vernichtungswuth zu den schweigsamen Sternen auf, die da schauen sollten, was

ſie noch nie geſchaut, ſeitdem es auf Erden eine Geſchichte der Menſchheit gab: den Brand einer Zweimillionenſtadt.

Man arbeitete wie von Sinnen: aber die Kräfte hielten nicht lange vor.

Nach Verlauf einiger Stunden drängte ſich Allen die fürchterliche Gewißheit auf, daß der Kampf mit dem toſenden Element auf Grund des bisherigen Operationsplanes vergeblich ſein würde. Man hatte nicht Hände genug, den Schutt der niedergeriſſenen Häuſer auch nur zum zwanzigſten Theile hinwegzuſchaffen, und dieſer Schutt beſtand vorzugsweiſe aus Balken, Dachſparren, Brettern und leicht gezimmerten Möbeln. — Es half Nichts: wenn man das übrige Rom retten wollte, ſo mußte man nicht nur dieſe Region, ſondern auch die zwei nächſtbelegenen rückhaltslos preisgeben und die Linie der Iſolirung durch ſolche Stadtviertel ziehen, die vermöge ihrer maſſiven Bauart dem Funkenregen erfolgreicher widerſtehn konnten.

Gegen Ende der dritten Vigilie ſandte der Stadtpräfekt einen reitenden Boten nach Antium.

„Gewaltiger Cäſar," ſchrieb der Beamte verzweiflungsvoll, „ich verwünſche das Fatum, das mich dieſen Tag hat erleben laſſen. Rom brennt. Wir haben uns dem wüthenden Flammengezüngel entgegengeworfen, wie der Löwe den Hunden: aber die Uebermacht wird uns zu Grunde richten. Komm, Cäſar! Hilf uns kämpfen!

Gönne den Römern deine kraftverleihende Gegenwart! Dir allein kann es gelingen, dem Verhängniß noch in den Arm zu fallen.“

Nero, von Poppäa Sabina und einem großen Gefolge begleitet, machte sich sofort auf den Weg.

Das Unglück, das er in Rom vorfand, übertraf Alles, was seine bängste Befürchtung sich ausgemalt. Bei seiner Ankunft brannte bereits ein Achtel der Stadt. Er war sichtlich erschüttert.

Tiefer noch bewegte das unerhoffte Ereigniß die staats- und weltkluge Poppäa Sabina. Sie wußte, daß sie im Widerstreit gegen die heimlich gährende Feindschaft der Aristokratie und der Mittelklasse keinen besseren Verbündeten hatte, als den Pöbel, der Brod und Spiele verlangte und ‚Ave Cäsar!‘ schrie, sobald die Circuspferde gut ausgriffen. Nun waren die Wohnsitze just dieser Mindestbegüterten vorzugsweise ein Raub der Flammen geworden. Das schien der Kaiserin mehr als bedenklich. Der so dynastisch gesinnte Pöbel war unberechenbar. Er hatte die Eigenart, pathetisch zu jubeln, wenn er satt und vergnügt war, aber sofort zu murren oder Soldaten zu prügeln, wenn durch Zufall einmal die ägyptischen Kornschiffe ausblieben. Der allmächtige Kaiser, dem diese Leute ihr Wohl verdankten, war ihnen auch verantwortlich für ihr Wehe. Sie suchten in seiner mystisch erhabnen Person die letzte Ursache aller Erscheinungen. Wie leicht konnte nun die halb schon rasend

gewordene Menge auf den Einfall gerathen, die gleiche unvernünftige Haltung bei diesem furchtbaren Elementar-Unglück einzunehmen, das so ungezählte Tausende ihres Obdachs beraubte?

Poppäa theilte ihre Gedanken dem Cäsar mit.

„Eben deshalb bin ich hierhergekommen," versetzte Nero. „Sie sollen gewahren, daß ich wirklich ihr Gott und Erlöser bin."

Er wandte sich ernsten Blicks zu seiner Gefolgschaft.

„Es ist keine Zeit zu verlieren. Nicht einmal die Gewänder dürfen wir wechseln. Wir theilen uns in zwei Gruppen. Ich, der Cäsar, führe die eine; Du, Tigellinus, die andere. Jeder von euch wird ohne Widerspruch leisten, was ihm befohlen wird, sei er nun Consular oder Pferdelenker. Wo Einer sich auszeichnet durch Tapferkeit oder Besonnenheit, da lohn' ich's ihm fürstlich; ist er ein Sklave, so erhält er die Freiheit und ein Rittervermögen. Tigellinus, bleibe Du hier in der Südstadt; ich mit den Meinen wende mich nach der Subura! Vorwärts! Heute noch soll die ewige Roma gerettet sein: denn der Kaiser befiehlt's."

Die beiden Abtheilungen trennten sich, um die Löscharbeiten zu organisiren.

„Der Imperator im Funkenregen!" klang es durch die erstaunte Bevölkerung. „Poppäa vor den zerberstenden Trümmern! Heil! Heil! Nun muß die

Tollwuth der Flammen zurückweichen! Nun hat Roma gesiegt!"

Und die ewige Stadt hätte gesiegt, wäre nicht jener Auswurf gewesen, der überall aus dem Unglück der Allgemeinheit ruchlosen Vortheil zieht.

In der schauerlichen Verwirrung, die noch dadurch erhöht wurde, daß die meisten Regionen des Nord- und Ostviertels ohne jede polizeiliche Aufsicht blieben, quoll urplötzlich ein vielhundertköpfiges Raubgesindel an's Tageslicht.

Unter dem Vorgeben, die Habseligkeiten bedrohter Häuser in Sicherheit . bringen zu wollen, plünderten diese Hyänen mit unerhörter Schamlosigkeit, übten Gewaltthaten jeder Art aus und fanden zuletzt die ganze grausenhafte Komödie so lohnend, daß sie, trunken von dem glänzenden Resultat ihrer Raubzüge, das verderbende Feuer auch in solche Stadttheile trugen, die bis dahin verschont geblieben.

Als Claudius Nero am Abend desselbigen Tages in dem hochgelegenen Haus des Mäcenas todtmüde auf's Lager sank, brannte die Stadt bereits an vier verschiedenen Punkten.

Das Palatium selber war in Schutt und Asche gestürzt, nachdem die Soldaten der Leihwache eine Reihe der werthvollsten Kunstschätze glücklich gerettet hatten.

Zu der schmachvollen Niedertracht dieser Raub- und

Mordbrenner gesellte sich nun, als letzter entscheidender Faktor, die Ungunst der Witterung.

In der Frühe des folgenden Tages erhob sich ein Sturm, der nun binnen wenigen Stunden dem Brand eine Ausdehnung gab, die alle bisherigen Operationen nutzlos erscheinen ließ. Wie ein Heer fackelschwingender Furien ras'te das Unheil über Theater und Tempel, über die Prachtgebäude der Via Lata und die niederklirrenden Kaufhallen des Argiletums. Die fieberdumpfe Subura schwehlte in gleicher Lohe wie die gärtenumringten Lusthäuser der regierenden Consuln und der vornehm-ernste Palast des Pontifex Maximus.

So weit das Auge reichte: Nichts als tiefrothe Gluthen, weißleckende Flammen, schaurig bestrahlte Rauchwirbel, die, von der Windsbraut gepeitscht, in östlicher Richtung zum Firmament sausten. Unerschöpflich blitzte und zischte und qualmte es aus den hunderttausend Vulkanen hervor, die ehedem Rom geheißen. Die Luft dröhnte und zitterte, wie von unterirdischen Donnerschlägen; die versengende Hitze warf alles Leben, das von dem Hauch des gigantischen Hochofens überströmt wurde, augenblicklich zu Boden.

Die Verzweiflung des gepeinigten Volkes hatte nunmehr den äußersten Grad erreicht. Wild-gelles Geschrei, wie von plötzlich Verrücktgewordenen, durchtobte die noch unzerstörten Regionen. Drohendes Wuthgebrüll mischte sich unter die kreischenden Angstrufe.

Die Opfer an Menschenleben zählten nach Tausenden.

Furchtbare Einzelheiten gingen von Mund zu Mund. Ein ganzes Häuserquadrat war so jählings von den Flammen umzingelt worden, daß sämmtliche Insassen — Kinder, Kranke und Greise — bei lebendigem Leibe verbrannten.

In der Subura stürzten viele der schlecht-konstruirten Miethsgebäude schon ein, wenn das benachbarte Haus zu weichen anhub. Dutzende der ärmlichen Inquilinen, die sich abmühten, ihre Habe zu retten, wurden so von den Balken und Wandfüllungen erschlagen, oder, was gräßlicher war, unter den furchtbarsten Qualen festgeklemmt, bis der glühende Schwalch sie erstickte oder das Glimmen des Schuttes langsam ihre halbzerschmetterten Glieder verzehrte.

Die Ungeheuerlichkeit der Gefahr, die sinnlose Angst vor der entsetzlichsten aller Todesarten hatte Scenen herbeigeführt, deren Scheußlichkeit Alles in Schatten stellte, was die blutbeträufte Verbrecherin Roma jemals erlebt hatte.

Söhne zertraten ihre wimmernden Väter, um sich empor zu der rauchumzitterten Luke zu schwingen, die allein noch die Möglichkeit des Entrinnens bot.

Mütter warfen ihre schreienden Kinder, die sie am Busen hielten, aufheulend in die Flammen, um so die Arme für die Zertrümmerung einer brennenden Wand frei zu bekommen.

Kurz, alle Bande des Herzens, der Natur, des Gesetzes erwiesen sich als gelöst vor der wahnsinnig-erregenden Uebermacht der tosenden Elemente.

Das Ende der Welt schien nahe zu sein.

Viele Bürger stürzten sich freiwillig in die Gluth, entweder hingerissen von jener dämonischen Zauberkraft, die den schauder-erfüllten Wandrer in die Tiefe des Abgrunds reißt, oder in zielbewußtem Todesverlangen, um nicht Zeuge zu sein des Untergangs der, ach, so unsäglich geliebten Roma.

Zehntes Kapitel.

Wer, wer hatte die Stadt aller Städte so heimgesucht? War dies Alles ein Zufall? Schien es denkbar, daß die Verwüstung so kunstgerecht vorschritt? Erst der Hauptbrand drüben am Aventinus, dann an drei verschiedenen Punkten die Hülfsbrände, die dem Hauptbrand die Hände reichten, bis Alles ein einziges himmelanloderndes Chaos war: — schien ein so systematischer Untergang der göttlichen ‚Arestochter' begreiflich, wenn man nicht annahm, ein klarbewußter leitender Wille habe das Ganze in's Werk gesetzt?

Aber wo fand man den Urheber, um ihn zerreißen, zerbrechen, zermalmen zu können? Wo seine giftgeschwollenen, tückischen Mitverbrecher?

Einer mußte es wissen, Einer, der allenthalben die tausend und abertausend Augen und Ohren seiner Beamten, seiner Sicherheitswachen, seiner Soldaten und Späher hatte: der Kaiser!

In der That sammelte sich das Volk, da eben die

Nacht hereinsank, immer zahlreicher, immer dichter um das mäcenatische Haus, dessen gesicherte Lage ohnehin Schutz bot gegen die unerträgliche Brandhitze. Die Prätorianer hatten die größte Mühe, die verzweifelten Frager zurückzudrängen.

„Claudius Nero soll antworten!“ brüllte ein Spenden-Empfänger. „Er ist der Herr und Gebieter: er muß uns beschützen. Hört man Nichts von Verhaftungen? Ist Niemand gestäupt, geblendet, gekreuzigt worden? Wir verlangen Gerechtigkeit! Die Buben und Mordbrenner sollen nicht länger straflos umherlaufen! Wo sind die Ruthenbündel? Die Beile? Die Henkersknechte?“

„Narr!“ flüsterte ein junger Aristokrat, und legte dem volksrednerisch veranlagten Proletarier die Hand auf die Schulter.

„Was soll's?“

„Nun ich meine, Du schwatzest Unsinn. Oder sagtest Du nicht: ‚Catilina, straf' uns den Catilina!‘“

Der Spenden-Empfänger schaute dem Unbekannten starr in's Gesicht.

„Wer bist Du?“ fragte er lauernd.

„Einer von Denen, die sich nicht täuschen lassen. Zum wenigsten habe ich vortreffliche Augen. Ich sah's mit an, wie die Stadtsoldaten die Wohnung des Dichters Lucanus eigenhändig in Brand setzten . . .“

„Ich auch," bemerkte ein Ritter mit breitem Goldring. „Alle Bürger sind sich ja vollständig klar darüber: der Kaiser selbst . . ."

„Was? Was?" erklang es im Chore.

„Nun, das Alles war doch Komödie —: die Bestürzung bei seiner Ankunft, die Belohnungen, die er aussetzte . . . Er selber und er allein . . ."

„Still! Du redest Dich in's Verderben!"

„Besser todt," sagte der vornehme Jüngling, „als hülflos weiterleben unter der Herrschaft des Bluthunds. Wie haben seine elenden Kreaturen gehaust! Ganze Regionen sind von der prätorianischen Leibwache ausgeraubt worden. Ohne den Brand wäre der Spaß nicht möglich gewesen . . . Ihr sucht den Mordbrenner, um ihn an's Kreuz zu schlagen? Dort hinter den Spießen der Garde, hinter den Mauern dieses verruchten Hauses schwelgt er im Cäcuber, während die herrliche Roma sterbend in Asche sinkt!"

„Nero," ging es heimlich von Mund zu Mund, „Nero ist der Urheber dieses Verderbens . . ."

„Aber weshalb . . .? Was bezweckte er . . .?"

„Nur die Missethat. Nichts von Allem, was er bis jetzt gefrevelt, war ihm riesig genug. Könnte der Erdboden Feuer fangen, er hätte ganz Europa in Brand gesteckt."

„Und bedenkt seine Eitelkeit! Herostrat zerstörte den Tempel zu Ephesus. Nero warf achthundert Jahre welt-

geſchichtlichen Ruhms in den Staub. Soviel größer iſt er als Heroſtrat.“

„Wißt ihr nicht, daß er im vorigen Herbſt ſchon zu Poppäa geſagt hat: ‚Wenn Du erſt Kaiſerin biſt, will ich die alte Urbs Dir hinwegfegen und eine neue erbauen, ſtolzer, prächtiger und deiner wonnevollen Umarmungen würdiger!‘“

„Jawohl! Und Neronia ſollte ſie heißen, die neu zu gründende Stadt, damit der Affe des Romulus auf die Nachwelt käme . . .“

„Iſt's jemals erhört worden?“ riefen zehn, zwanzig, dreißig Stimmen zugleich. „Ein Mordbrenner auf dem Throne? Fluch dem Weltverderber! Nieder mit dem Verruchten! Er hat den Tod verdient!“

Der jugendliche Ariſtokrat und der Eques waren bereits im Getümmel wieder verſchwunden, um anderwärts das unheilvolle Gerücht von der Urheberſchaft Nero's im Volke weiter zu tragen. Beide gehörten jener Verſchwörung an, die von der Kaiſerin Agrippina beinah' entdeckt worden wäre, als ſie damals durch ihren Vertrauten Pallas das Haus des Sachwalters Lucius Menenius beſetzen ließ. Auf jenem Punkt verzweifelter Bitterniß angelangt, wo man jedes Mittel der Agitation für erlaubt hält, griffen die Mitglieder jenes Geheimbundes überall die Gelegenheit auf, den Tyrannen und ſeine Werkzeuge zu verdächtigen. Wirkſamer aber als jetzt konnte der Hebel nicht angeſetzt

werden. In der That hatten die Prätorianer und Stadtsoldaten sich hier und da einer Ausschreitung schuldig gemacht; auch mochte es wahr sein, daß Nero in seiner tollen Verliebtheit geäußert hatte, das Rom des Augustus sei einer Kaiserin wie Poppäa nicht würdig. Alles dies bauschte man auf, gruppirte die Einzelheiten, erfand und erlog, was immer dem Ziel, das man anstrebte, dienlich erschien — und so lief denn allgemach das Gerücht, das ungeachtet seiner greifbaren Absurdität noch Jahrhunderte lang von der Menschheit geglaubt wurde: der Zerstörer der Weltstadt sei Nero, der da die Absicht gehabt, sich und seiner Poppäa ein riesenhaftes, ein grausig-glänzendes Schauspiel zu leisten.

Nichts ahnend von diesem Gerücht, stand Nero mit Poppäa Sabina auf der Plattform des Thurmes und starrte hinaus in das rauschende, rollende, rasende Flammenmeer. Goldrothes Feuer ringsum, — Millionen himmelan zuckender Glutgebilde, endlose Schlangen, die sich in tausendfältigen Windungen prasselnd dahinwälzten, unterweltliche Drachen mit schwellenden Riesenleibern, vulkanische Ausbrüche aus zahllosen unerschöpflichen Kratern.

Die furchtbare Schönheit dieses niemals erlebten Anblicks überwältigte ihn. Heilige Schauer der Inspiration durchrieselten sein bewegtes Gemüth. Er vergaß die bange Beklommenheit, die ihm bis dahin so bleiern das Herz bedrückt. Er vergaß das niedergebrannte Pa-

latium und die troſtloſe Wüſte, die ihn demnächſt von allen Hügeln her angrinſen würde. Er vergaß ſelbſt die Nähe ſeiner Poppäa Sabina, die ſich zärtlich an ſeine Schulter ſchmiegte.

Sich umkehrend winkte er einem der Leibſklaven und forderte ſeine Kithara, die ihn auf allen Reiſezügen begleitete.

Angeſichts des brennenden Roms hing er das ſcharlachfarbne Band über die Schulter, ſtimmte, und ſchlug dann mit kraftvoll gehobnem Plectrum in die Metallſaiten, während ſein jugend-blühender Mund ein heroiſches Lied begann.

Es waren Strophen im Versmaß der Dichterin Sappho; als vierte Zeile, von machtvoll ſchwellenden Tönen begleitet, kehrten die Worte wieder: „Lodernde Flammen!“

„Du ſingſt wie ein Gott!“ jauchzte Poppäa, als er geendet hatte.

Mit der Koketterie eines Kindes klatſchte ſie in die Hände.

Er aber hörte nicht.

Vor ſeinen Augen ſchwebte mit greifbarer Klarheit eine Mädchengeſtalt, die ſich geheimnißvoll aus dem Brandgewühle emporrang, wie die Göttin der Liebe, da ſie den Fluthen des Meeres entſtieg, — Acte, die Süße, die Blonde, die Unvergeßliche.

Ihre tiefblauen Augen, feſt auf ſein Antlitz gerichtet,

ſchienen zu fragen: ‚Hat ſie mich völlig verdrängt? Oder fühlſt Du noch etwas im Grund deines Herzens, was auf mich hinweiſt, ein dunkles Sehnen, das keine Zweite Dir je zu ſtillen vermochte?‘

„Acte!“ ſtöhnte der Kaiſer aus tiefſter Bruſt. Die Kithara entſank ſeinen Händen und glitt langſam über die Falten der Toga zu Boden.

Wo war ſie, die goldne, die ſelige Zeit, da er einſt Ihr dieſe Strophen geſungen hatte, zur Abendzeit, wenn die Höhen des fernen Albanergebirges im letzten Sonnenrothe entbrannten? Dahin, — für ewig in's Nichts geſunken, wie hier die allgebietende Stadt, die jetzt ſo qualvoll ihre keuchende Seele aushauchte.

„Ja, brich zuſammen!“ rief er, beide Hände erhebend „Stirb, du fürſtlich prangende Roma! Verſprühe, verhauche! Dich kann ich neu aus deiner Aſche erſtehen laſſen, prunkvoller als zuvor: aber die Eine, die Unerſetzliche giebt mir kein Gott zurück. Iſt Acte geſtorben: was hatteſt du für ein Recht an dieſes flüchtige Daſein? Lodernde Flammen! Ja lodert! Und glühtet ihr tauſendmal herrlicher, ihr ſchienet mir dennoch zu gering als ihr Todtenopfer. Sie hätte ein größeres verdient. Die uranfängliche Nacht hätte hereinbrechen müſſen mit dem Augenblick, da ihr dreifach gebenedeites Leben entfloh!“

Seine Stimme ſchwoll wie in feierlichem Gebet. Ein Theil ſeiner ekſtatiſchen Worte drang hinab in die Schaaren

des Volks, das auch den räthſelhaften Geſang und die Klänge der Leier vernommen.

„Hört ihr, wie er ſich rühmt?“ ſchrie ein liguriſcher Schiffsknecht. „Die Stadt mag brennen: ihn freut's, — und die neun Regionen, die jetzt in Flammen ſtehn, ſind ihm noch nicht genug!“

„Er ſingt und jauchzt,“ brüllte ein Händler vom Argiletum, „während rings die Verzweiflung wüthet!“

„Der Fürſt ſoll uns Rede ſtehen! Platz da, ihr Prätorianer! Das römiſche Volk will zum Kaiſer. Das römiſche Volk heiſcht Auskunft, was die Komödie da droben bedeuten ſoll. Heraus mit den Brandſtiftern! Der Imperator muß wiſſen, wer die heilige Roma in Aſche gelegt.“

Ruhig und gelaſſen ſtemmten die Prätorianer dem Volkshaufen ihre Lanzen entgegen.

Noch wich man zurück. Die ganze Bewegung indeß, einmal in Fluß gebracht, ward immer bedenklicher. Der Militärtribun, der die Krieger befehligte, ſandte einen Soldaten hinauf nach dem Thurmdach, um den Kaiſer von der Schwierigkeit der Situation zu benachrichtigen.

„Die Narren!“ lachte der Imperator.

„Nimm ſie nicht allzu leicht, dieſe Narren!“ raunte Poppäa. „Sie ſind toll geworden, wie Hunde, wenn ſich die Sonne dem Zeichen des Löwen nähert.“

Ein furchtbares Wuthgeheul nahm dem Cäſar die

Erwiderung vom Munde. Fünf oder ſechs der Verwegenſten waren als erſte Opfer der Prätorianer gefallen. Die Uebrigen drängten mit verdoppeltem Ungeſtüm nach. Im nächſten Augenblick konnte ein förmlicher Kampf entbrennen.

„Hörſt Du?“ mahnte Poppäa. „Das Volk verlangt um jeden Preis einen Schuldigen. Willſt Du es ſelber ſein? Was da herauf klingt, ſcheint mir deutlich genug.“

„Das Werk meiner Todfeinde,“ ſagte der Cäſar bitter. „Ich kenne ſie nicht, denn ſie ſchleichen unter der Maske der Freundſchaft. Aber ich weiß eine Schaar, die mich ſchwerer verletzt hat und wildere Qual mir in's Herz geträuft, als die ſenatoriſchen Jünglinge, die mich zu ſtürzen trachten: die Nazarener!“

„Beim Zeus,“ rief Poppäa, ſeine Rechte ergreifend, „dieſer Gedanke iſt groß! Seit den Edikten, die man Dir abgepreßt, hat ſich die Sippſchaft der Nazarener gründlich verhaßt gemacht. Je mehr ich's erwäge, um ſo glücklicher und genialer bedünkt mich der Einfall. Ja, ich ſpüre faſt Luſt, ihn für wahr zu halten. Du haſt das Räthſel gelöſt, Imperator. Die Nazarener ſind die Verbrecher. Sie haben vollenden wollen, was ſie uns längſt prophezeit haben.“

„Meinſt Du?“ lächelte Nero ungläubig.

„Ich bin klar davon überzeugt. Haſt Du niemals gehört, daß einer der Hauptverkünder des Nazarener-

thums, Paulus mit Namen, dem Pöbel vorſchwatzt, der Gott der Chriſten werde in Kurzem die Welt in Aſche verwandeln und dann Gericht halten über alle menſchlichen Kreaturen? Das ‚ewige Feuer‘ iſt ein Schlagwort des Chriſtenthums: Paulus hat es den Reichen und Mächtigen dieſer Erde vielhundertmal prophezeit. Ueberraſcht es Dich da, wenn die ungeduldige Rotte, die ſchon längſt den Göttern Roms nicht mehr opfert, nun endlich die That begehrt und ſelber Hand anlegt, ſie zu verwirklichen?“

„Weiß man im Volke von dieſem Trachten der Nazarener?“

„Unzweifelhaft. Ihre Phraſen, Anfangs belacht, dann bekrittelt und als dreiſte Ungeheuerlichkeiten verdammt, gehen von Mund zu Mund. Wirf das Wort nur hinaus: die Menge wird's aufgreifen, wie etwas lange Erwartetes!“

„Wohlan denn —“ ſagte der Kaiſer gedankenvoll.

Poppäa ſchritt ihm voraus, der Treppe zu. Er aber ſtarrte noch immer in's tobende Gluthgewoge.

Die Nazarener! Einſt war ihm dieſer Name vertraut geweſen. Er hatte Ideen damit verknüpft, hochfliegende, weltbewegende Pläne, bis er die Jünger des Zimmermannsſohnes haſſen gelernt, — nicht nur, weil er erkannte, daß er durch ſie und den fanatiſchen Nicodemus zum Sklaven der Staatsraiſon und zum Verächter der eignen Natur geworden, ſondern mehr

noch, weil Nicodemus in der Verfolgung tollkühner Ziele ihm das Glück seines Lebens geraubt hatte. Acte wäre niemals entwichen, hätte der Wahnwitz des Nicodemus sie nicht zum Werkzeug unerhörter Projekte entwürdigt. Wie anders jedoch würde sich das Leben des Kaisers gestaltet haben ohne die scheue Flucht jenes Mädchens, dessen Angedenken noch jetzt eine so unwiderstehliche Macht über ihn ausübte! Er wäre niemals der Gatte Octavia's und somit niemals jener zwiespältige, im tiefsten Innern zerrüttete Mensch geworden! Ja, er haßte die Nazarener! Ihr Urbild war für seine abgemarterte Phantasie der hagere, ewig-unruhige, augenrollende Nicodemus. Diesem Einen glichen sie Alle, Alle, und so litten sie nach Verdienst, wenn er sie jetzt dem Volke preisgab als die Zerstörer der ‚großen Königin'.

Er eilte die Treppe hinab.

Die Toga majestätisch um die Schultern geschlagen, trat er in das Vestibulum.

„Was wollt ihr?" fragte er trotzig, da die Menge bei seinem Erscheinen verstummte.

„Rache! Rache an den bübischen Mordbrennern!"

„Kennt ihr sie?" fragte der Kaiser.

„Du sollst sie uns nennen!"

„Wohl, ich nenne sie euch. Sie sollen büßen, wie niemals ein Verbrecher gebüßt hat, seit unser Ahnherr Aeneas die Scholle von Latium betrat. Die Christen

ſind die Urheber unſres Verderbens. Geht und verhaftet die Chriſten!“

„Die Chriſten!“ brüllte es tauſendſtimmig um die brennenden Hügel. „Holt ſie aus ihren Winkeln hervor! Dringt in die Steinbrüche, wo ſie die Götter und den Thron der Cäſaren läſtern! Im dichten Gewimmel ſucht ſie — hier — da — dort! Das iſt Phlegon, der Blumenhändler! Saht ihr nicht in dieſer Minute noch Epenätus, den Liebling des kiliſchen Paulus, den ſie Apoſtel nennen? Dort der Schlanke iſt Artemidorus, der Freigelaſſene des Flavius Scevinus! Dies Tryphena und ihre Schweſter! Schlagt ſie zu Boden! Werft ſie in's Feuer, blindlings und ohne Wahl, Männer, Weiber und Kinder!“

„Halt!“ gebot der Kaiſer, die Rechte erhebend. „Keiner thue den Ueberführten ein Leids an! Laßt dieſen Brand erſt bewältigt ſein: dann will ich drüben in meinen Gärten, wo ich jetzt für die Obdachloſen Baracken und Zelte errichten laſſe, den Römern ein Feſt geben, und Geldes genug vertheilen, daß ihr das Niedergeſtürzte neu wieder aufbauen könnt. Bei dieſem Feſt nun ſollen die Miſſethäter gezüchtigt werden. Ihr ſollt Dinge erleben, wie ſie bis jetzt kein Fürſt euch geboten hat. Die blutigſten Thierhetzen, die raſendſten Kämpfe der Gladiatoren ſind Knabenſpiele im Vergleich mit dem, was ich plane. Jetzt verliert nicht den Muth! Hört nicht auf die Stimmen der Schleicher, die den Princeps und ſein geliebtes Römer-

volk ruchlos entzweien möchten! Ringt und schafft, und betet zu Jupiter, daß er endlich den Flammen Stillstand gebiete!“

„Ave Cäsar!“ rief die tosende Menge. „Heil dem Göttlichen, der da Segen spendet und Schutz, — und seine Quiriten freundlich zu Gaste lädt!“

Elftes Kapitel.

Der Brand war vorüber.

Zehn Tage lang hatte er wie ein rasendes Thier durch die Zweimillionen-Stadt hingewüthet und zwei Drittel davon erwürgt.

Jetzt endlich glomm es nur noch insgeheim unter den Schutthaufen. Aschfahle Rauchsäulen stiegen lothrecht zum glühenden Sommerhimmel empor — die letzten Verkünder einer sterbenden Elementargewalt.

Beim Morgengrauen des elften Tags trat Nero, wie er dies während des Brandes so oft gethan, wieder hinaus auf die Plattform des mäcenatischen Thurmes.

Er gedachte der Abendstunde, da er beim Anblick der brennenden Urbs die Kithara geschlagen. Das Feuer in seiner wild-verzehrenden Kraft, vom Sturme gepeitscht, prunkvoll dahinwogend über das endlose Häusermeer, hatte ihn damals berauscht. Er wähnte sich in der Rolle des Zeus, der, den Donnerkeil in der Rechten, mit zerschmetternden Blitzen die lebendige Erde bis hinauf zu

den Höh'n des Olympos in Lohe setzt. Diese Stadt flammte für ihn; sie zeigte, daß Rom stürzen konnte, und daß dennoch der Welt Nichts verloren ging, wenn nur er, der Gewaltige, feststand auf dem Piedestal seiner cäsarischen Gottheit.

Jetzt aber, da er die Schwüle des Lagers fliehend, hoch an der Brüstung lehnte und nahezu Alles, was noch vor Kurzem der Schauplatz sorgloser, vergnügungssüchtiger Menschen gewesen, in rauchendem Schutt erblickte: da ergriff ihn etwas wie Groll gegen die Götter, die er nicht glaubte, etwas wie Haß gegen das unbesiegbare Fatum. Diese starre Nothwendigkeit glich in ihrer entsetzlichen Willkür einem frevelnden Knaben, der boshaft ein blühendes Beet zertritt, ein Gemälde besudelt, eine kunstvolle Statue zerschlägt. Das Fatum, die Anangke, die Moira, war der einzig echte Herrscher des Universums, mächtiger nicht nur als der geträumte Jupiter, sondern sogar als er, Claudius Nero, der bis dahin vermeint hatte, Alles, vom Steingefilde Arabiens bis zu den Säulen des Herkules, unter sein Joch zu beugen. Er hatte mit diesem Fatum gerungen; das Ergebniß des ungleichen Kampfes lag vor ihm: ein unermeßliches Chaos, schwarzgraue, qualmende Trümmer, — ein Anblick, schauderhafter als der eines leichenbesäten Schlachtfeldes.

Wenn das Fatum sich anmaßte, so in's Blaue hinein zu toben wie ein bezechter Schurke, wenn es ihm tausend Hemmnisse da in den Weg legte, wo er das Gute wollte:

weshalb sollte der Cäsar, im Besitze der obersten Herrschergewalt, an Kühnheit und Großartigkeit seiner Willkür-Pläne hinter dem Fatum zurückstehn? Unschuldige und Schuldige hat das große Verderben hinweggerafft. Auch Nero wollte jetzt ein Verderben sein für die Menschheit, nur mit dem Unterschied, daß er noch edler fühlte als jene Schickung, die ihm Seneca einst mit dem unbegreiflichen Namen ‚Vorsehung' zu bezeichnen gewagt hatte.

Die Opfer des Nero sollten nicht blindlings fallen, wie die des Fatums, sondern nach wohl erwogenen Grundsätzen.

Er schlachtete sie zunächst seinem Hasse, dann aber auch, wie er zögernd sich eingestand, seiner Sicherheit.

Das Volk, so sehr sich der Imperator bemüht hatte, das öffentliche Unglück zu lindern, insbesondere auch durch eine trefflich organisirte Zufuhr der nöthigen Lebensmittel, tobte dennoch vor nicht zu stillender Wuth über die furchtbare Katastrophe, und heischte mit Ungestüm ein Sühnopfer, das dem Mißgeschicke der Siebenhügel-Stadt an Großartigkeit gleich käme.

Geizte Nero mit der Befriedigung dieser Rachlust, so lief er Gefahr, daß der Unwille der entfesselten Menge bis zu ihm selber heraufzischte.

Auch dieser Unwille wäre das Fatum gewesen, — eine veränderte Form nur der nämlichen, Göttern und Menschen verhaßten Anangke, die Rom in Asche gelegt.

Mit der Anangke jedoch war nicht zu ringen. Er

konnte sie nur verhöhnen, ihr durch listige Kunstgriffe ausweichen oder vielleicht — und das war eines Weltbeherrschers am würdigsten — ihre schwindel-erregende Brutalität übertrumpfen.

Die Christen, die heute Abend, dem Volk zum ergötzlichen Schauspiel, in den cäsarischen Gärten am Mons Vaticanus zu Tode gequält werden sollten: sie mochten, wenn ihre Marter den Gipfel erreicht hatte, dem waltenden Kaiser bezeugen, ob er der Aufgabe, die er sich vorgesetzt hatte, gewachsen war.

Ja, er haßte die Christen! Ihre Lehre schien ihm jetzt ebenso thöricht, so zweck- und sinnlos, wie die stoischen Philosopheme des Seneca. Diese erbärmliche Welt, die ihm hier aus den schaurigen Trümmern der Ares-Tochter ein so lautes Verdikt ihrer eigenen Unvernünftigkeit zurief, lohnte weder den Ernst noch die Selbstbeherrschung. Greifbar und echt war lediglich der Genuß: philosophisch-mystische Speculationen, die ja doch dem entsetzlichen Räthsel nie auf den Grund drangen, konnten die Echtheit und Greifbarkeit nur beeinträchtigen. Nicodemus und Seneca flossen dem Imperator gleichsam in eine einzige unheilbringende, hagre Gestalt zusammen. Wie unabläßig hatte ihm Seneca in den Ohren gelegen mit seinen volltönigen Phrasen von der sittlich-freien Entwicklung der Menschheit, von der abstrakten Pflicht, von dem Hochgefühl der Entsagung! Es war geradezu unerträglich!

„Die Wahnwitzigen!“ murmelte Nero, nach Osten

ſtarrend, wo ein gelblicher Lichtſtreif das Erwachen des Tages verkündete. „Was iſt Tugend! Einen duftigen Becher unberührt ſtehen zu laſſen, obgleich die Seele darnach verſchmachtet! Tantalus nach eigner, freier Entſchließung! Wer dankt mir's denn, ihr hirnverbrannten Heuchler und Narren? Wenn ich nun wirklich eurer Lehre gehorchte, ſtünde ich deshalb weniger unter dem Banne des Daſeins? Hätte ich minder die Krankheit zu fürchten und den Alles zerbrechenden Tod?"

Er ſeufzte.

„Wahrlich, der Tod iſt noch nicht einmal das Entſetzlichſte! Haſſenswerther ſcheint mir der Fluch, altern zu müſſen! Das gierige Greiſenthum, das ſich boshaft an unſerem Blute mäſtet, bis wir ſelber zum ſpott-erregenden Schatten dahinſchwinden, — welch' ein Dämon hat es erſonnen? Was da ſchön iſt und blühend auf dieſer Erde, was da jubelt und jauchzt —: die Zeit wird ihm die Friſche und Kraft aus den Adern ſaugen, und der erbärmliche Reſt gleicht dieſen Trümmern hier! Alt zu werden! Heimlich zu fühlen, wie der ſchwellende Arm, der deinen Nacken umwindet, nicht mehr ſo wonnevoll und ſo ſelig erbebt wie der deine! Zu merken, daß die ſchmelzende Zärtlichkeit Heuchelei, daß der Kuß, die Verzückung der ſchmachtenden Augen Komödie iſt! Nicht Du, Claudius Nero, wirſt dann mehr geliebt werden, ſondern der mächtige Kaiſer, dein fürſtliches Prunkgewand, dein Scepter, deine unermeßlichen Reichthümer! Wie dort drüben das ehedem

ſo ſtolze Palatium, wirſt Du einſt nur noch die fahle Ruine ſein von dem, was Du warſt, — hohläugig, welk, das Antlitz gefurcht, ein Abſcheu ſelbſt für die Dirnen vom Walle des Tullius!"

Er legte die Hände über die Augen, als habe er das Bild ſeiner Zukunft ſchon leibhaftig erblickt.

„Und das ahnen ſie Alle voraus!" dachte er ingrimmig. „Seneca erlebt es ſchon an ſich ſelbſt. Er fühlt, wie der Brand ſeiner Lebensgluth Funke um Funke verliſcht, — und dennoch ging er mit Nicodemus an's Werk, mich blind zu machen gegen die einfache, unverkennbare Wahrheit! Ich ſollte die flüchtigen Stunden der Jugendkraft mit asketiſcher Philoſophie vertrödeln, ſtatt mich der Gegenwart hinzugeben, und das Licht zu genießen, ſo lange es Tag iſt! Ich ſollte ein Cäſar werden für die Anhänger des Gekreuzigten!"

Er beugte ſich über die marmor-gedeckte Brüſtung und ſtützte das Haupt in die Hand. Ein wehmüthiges Zucken ſpielte um ſeinen Mund. Weitgeöffneten Auges ſah er hinaus in das beginnende Morgenroth.

„Ja, auch ich erblicke in eurem Propheten ein wahrheitsvolles Symbol: ſeine dornen-bekränzte Geſtalt verkörpert mir das traurige Loos alles Irdiſchen. Wir alle ſind vom Fluch des Schickſals an jenes furchtbare Kreuz genagelt, das Erde heißt. Wir alle werden, früh oder ſpät, an dieſem Marterholze verbluten, und zuckenden Angeſichts wie der ſterbende Galiläer zum Himmel rufen:

‚Hoffnung, du Trügerin alles Deſſen was athmet, und du, unſterblicher Muth, warum haſt du mich nun verlaſſen?‘ Jeſus mit ſeinem troſtloſen Ausgang iſt der duldende Menſch. Weil dieſer Ausgang aber gewiß iſt, ſoll ich mir deshalb die Qual meiner Wanderſchaft noch vergrößern? Soll ich trauern, wo ich vergeſſen, ſoll ich entſagen, wo ich erobern kann? Nein, ihr Asketiker! Dann lieber gleich in den Tod! Ein Sprung hier über die Brüſtung ſchiene mir logiſcher, als der Irrwahn eurer troſtloſen Selbſtverleugnung.“

Zur Tiefe ſchauend, gewahrte er einen langen Zug ſeiner Sklaven, die mit ſchweren Ladungen aller Art nach den vaticaniſchen Gärten hinauszogen.

Im Auge des Imperators flammte es auf wie von plötzlicher Wildheit.

Er ſah ihnen nach, bis ſie hinter den ragenden Mauern eines ausgebrannten Theaters verſchwunden waren.

„Ja, ſo iſt's,“ hauchte er durch die Zähne. „Wenn nicht jeder Tag, der über die Berge ſteigt, uns neue Wonnen verkündet, neue Erregungen, dann iſt's eine Qual zu leben. Genießen will ich, bis mir der letzte Blutstropfen in den Adern erſtarrt; Auge und Ohr ergötzen; im berauſchenden Cäcuber den letzten Verſtand laſſen, und am Buſen verliebter Weiber und knospender Mädchen Verzückungen ſchlürfen wie der helleniſche Donnergott. Ich wäre nicht Nero, wenn Poppäa allein mir ge-

nügen könnte. Nein, ihr Alle genügt mir nicht, und wäre ich thurmhoch unter dem Blüthenglanz eurer schimmernden Leiber begraben! Die rasendste Lust ist nur eine Täuschung für Augenblicke. Sie stillt nicht, was da drinnen so maßlos wüthet und tobt. Nazarener, ihr sollt mir die Antwort geben, ob's noch ein Mittel giebt, den Lebensdurst des Imperators zu löschen! Ich fühle es, wie's mich stürmisch hinaus treibt zum Anblick eurer grausigen Todesqualen. Vielleicht bedarf ich eurer unsäglichen Marter als Hintergrund für das Glück, dem ich nachjage. Wenn jeglicher Nerv eures gefolterten Leibes vor Schmerz zusammenzuckt wie eine zertretene Schlange, so muß die Wonne sich zwiefach als Wonne fühlen. Unsere Altvordern bauten ihre Triclinien mit dem Ausblick auf Gräber und Leichensteine: das erhöhte ihnen die Freuden am Festgelage. Ich will das noch überbieten. Körper will ich erblicken, die langsam dahinsterben, die toll werden bei dieser entsetzlichen Langsamkeit, während mich zitternde Wollust zum Gotte macht. Ich muß jetzt nachholen, was ich früher versäumt habe."

Die Arme über der Brust verschränkt, umwandelte er einige Male die Plattform. Ein seltsames Lächeln zog ihm die Lippen kraus.

„Die guten Quiriten! Wenn sie ahnten, daß ihr Kaiser nahe daran war, den elenden Nicodemus Bruder zu nennen! Wäre er minder bübisch gewesen, — beim

Styx, wer möchte dann ſagen, wie's heute um Rom ſtünde . . .?"

Er ſeufzte.

Dann zog er die Achſeln hoch.

„Schwerlich beſſer!" ſagte er zu ſich ſelbſt. „Deutlich in jeder Linie erblick' ich es vor mir, das harte, ſtarre Geſicht mit den tiefliegenden Augen. Seine lauernde, demüthig-ſtolze Art ſchien zu ſagen: ‚Steige herab vom Thron der Imperatoren: ich, Nicodemus, hoffe hier Platz zu nehmen!' Wenn das geſchehen wäre, wenn die Ehrſucht des Nicodemus jede Selbſtſtändigkeit in der Seele des Herrſchers vernichtet und die eigene, ſieg-verlangende Unduldſamkeit an die Stelle geſetzt hätte: wahrlich, die furchtbare Kataſtrophe, die jetzt eben zu Ende ging, wäre ein Scherz geweſen im Vergleich mit den blutigen Umwälzungen im weiten Weltreich! Er hätte die Feinde des Nazarenerthums mit Feuer und Schwert verfolgt, und Scheiterhaufen errichtet, in ihrer Geſammtheit größer und qualmender, als die lodernde Roma!"

Er ſah zu Boden.

„Wunderbar!" klang es halblaut von ſeinen Lippen. „So verſchiedenartige Früchte zeitigt ein und derſelbe Glaube. Nicodemus und Acte! Welch' ein Gegenſatz zwiſchen den Beiden! Welch' ein klaffender Abgrund!"

Höher und höher flammte das Morgenroth über dem Kamm des Sabinergebirges. Zartes Purpurgewölk ſchwamm

flockengleich im Zenith. Der erste Strahl zuckte über die niedergebrannte Stadt und verkündete einen Tag, der unvergeßlich sein sollte in den Annalen der römischen Kaisergeschichte.

Zwei Stunden später empfing der Cäsar den Agrigentiner, der ihm zu melden kam, wie weit sich die Vorbereitungen zu dem für heute Abend geplanten Riesenfeste entwickelt hatten.

Alles ging hier nach Wunsch.

„Ich bürge dafür," lächelte Tigellinus, „Du selber, dessen Auge doch wahrlich von Schaustellungen und kunstvoll ausgedachtem Gepränge schier übersättigt ist, Du selbst, o Cäsar, wirst überrascht sein und mir bekennen, mein Werk sei musterhaft."

„Also wie lautet dieses musterhafte Programm?"

„Laß mich die Einzelheiten verschweigen, ich bitte Dich! Du bist Künstler genug, um zu begreifen, daß man lieber zu wenig verräth als zuviel. Die Bewirthung des Volkes leitet mir der vortreffliche Phaon, dessen Talente ich Tag für Tag mehr bewundre. Halb Capua hat seine Magazine geleert für die Beleuchtung, den Blumenschmuck, die Flaggen, die Teppiche. Alles Uebrige fügt sich harmonisch in das Gesammtbild. Wenn ich hinzusetze, daß ich die Festmusik eigens zu diesem Zwecke durch unsere beliebtesten Tondichter habe verfertigen lassen, so hab' ich genug gesagt. Mit Einem Worte: das Ganze wird glorreich."

„Nun, und das Volk? Was sagt es zu der glänzenden Gastfreundschaft seines Kaisers?“

„Es jubelt.“

„Das sagtest Du gestern bereits. Giebt es noch Leute, die bezüglich der Nazarener im Zweifel sind? Ich meine . . . die sie für schuldlos halten?

„Kaum. Die Verhafteten leugnen zwar; aber einer von ihnen, Paulus mit Namen, hat seinen Richtern mit Donnerstimme entgegengerufen, in diesem Brande erblicke er das Strafgericht des allmächtigen Gottes und die Erfüllung der alten Wahrsagung, die da lautet: ‚Ich will ihren Namen auslöschen, und ihr Land will ich zu einer Wüste machen.‘“

„Paulus . . .? Der Name ist mir zu Ohren gekommen.“

„Ich selber sprach Dir von ihm,“ sagte der Agrigentiner. „Eine Persönlichkeit von unwiderstehlicher Kraft. Die dämonische Wucht seiner Rede riß — für Momente wenigstens — Alles dahin, was irgend jemals in ihr Bereich kam. Deshalb nahm ich auch Anstand, diesen höchst gefährlichen Menschen mit in's Programm zu nehmen. Sein bloßer Anblick vielleicht hätte ihm Schüler geworben — und vollends, wenn er in letzter Stunde den Mund geöffnet und gezeugt hätte für die Lehre des Nazareners . . .“

Claudius Nero nickte still vor sich hin. Dann richtete er auf den Agrigentiner einen fragenden Blick.

„In aller Stille hab' ich ihn kreuzigen lassen," erwiderte Tigellinus.

Es entstand eine lange Pause. Nero blickte stumm auf den farbigen Mosaikboden, wo ein schön gezeichneter Thierkämpfer einem Löwen das Schwert in die Gurgel bohrte.

„Schade," sagte er endlich, tief Athem holend. „Ich hätte erleben mögen, was dieser Schwärmer, der sogar Dich mit heimlicher Furcht erfüllte, mir geantwortet hätte auf den Zuruf: ‚Du fabelst!'"

Zwölftes Kapitel.

In der sechsten Nachmittagsstunde begab sich der Kaiser mit Poppäa Sabina und dem ganzen Gefolge nach den vaticanischen Gärten, deren vielhundertjährige Ulmen und Pinien selbst jetzt, im Hochsommer, einen behaglichen Aufenthalt boten. Zahlreiche Springbrunnen sandten hier aus alabasternen Becken ihre silbernen Strahlen empor. Künstliche Bäche, durch die Claudische Leitung gespeist, rauschten durch die Grotten und Moosgründe, oder zerstäubten an farrn-umwucherten Felshängen. Rings umher mannshohes Gesträuch, Buchsbaumpflanzungen, farbige Blumenbeete, — kurz, in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt ein Stück Campanierlandschaft.

In der prächtigen Pan-Allee, die den Park von Norden nach Süden schnurgerade durchschnitt, hatte der Freigelassene Phaon im Auftrag des Agrigentiners drei endlose Tafeln gedeckt. So weit das Auge reichte, blinkten die Mischkrüge, die Becher, die Blumengewinde, die Platten und Schaugerichte. Speisesophas hatten sich in genügender

Zahl nicht beschaffen lassen: aber die niedere Bevölkerung Roms war ja gewöhnt, bei Tische zu sitzen, — nicht, wie die höh'ren Gesellschaftsklassen, zu liegen. Die glattgezimmerten Bänke, über die man galäsische Teppiche ausgebreitet, schienen für diese Gesellschaft immer noch üppig genug.

Es waren nahezu achtzigtausend Personen, die Claudius Nero so zu Gaste geladen.

Ein nicht zu schildernder Anblick.

Achttausend Sklaven waren anderthalb Stunden fortwährend beschäftigt, die unabsehbare Menschenmenge mit Speise und Trank zu versehen.

Das Kaiserpaar, Tigellinus, die Militärtribunen, einige zwanzig altadelige Senatoren und der gesammte Hof — mit Ausnahme Seneca's, der eine plötzliche Krankheit vorschützte — nahmen Theil an dieser gigantischen Coena. In der nächsten Umgebung des Kaisers bemerkte man insbesondere den jüngsten seiner Vertrauten, den Günstling Helius. Dieser Mensch, von unfreier Geburt, verstand es, wie kaum Tigellinus, den Launen des Imperators zu schmeicheln, und jede Schwäche als eine Heldenthat, jeden Frevel als das selbstverständliche Recht des Thrones zu preißen. Die grausam-wollüstigen Gesichtszüge des Freigelassenen Helius hatten etwas vom Schwein, ohne doch durch ungebührliche Häßlichkeit geradezu abzustoßen.

Die Prätorianer waren in unauffälliger Weise nach

allen Richtungen hin vertheilt worden. Zahlreiche Späher überwachten die Unterredungen; man fahndete auf die Verbreiter jenes Gerüchtes, das den Cäsar zum Urheber der Katastrophe gestempelt. Ein Ritter aus Nola und zwei Menenier — Vettern jenes Lucius und jenes Didius Menenius, die als Opfer ihrer kaiserfeindlichen Umtriebe damals gefallen waren — hatte man kurz vor Beginn des Mahles verhaftet.

Um das Volk nicht zu sehr zu erhitzen, hatte der Kaiser Sorge getragen, daß nur ganz leichter Vesuvwein, zur Hälfte mit Wasser gemischt, verabreicht wurde. Dennoch erklomm die jubelnde Ausgelassenheit dieser schmausenden Menge einen bedenklichen Grad, so daß Phaon seine Sklavenkolonnen immer und immer wieder zur Beschleunigung antrieb.

Endlich waren die sogenannten Bellaria verzehrt. Ein letzter Trunk, eine Libation, ein ‚Hoch!' auf den Imperator und die reizend geschmückte Poppäa . . .

Nun schmetterte eine Riesen-Fanfare, das Echo sämmtlicher Hügel weckend, über die Häupter der Achtzigtausend hinweg. Mit staunenerregender Schnelligkeit wurden die Tafelreihen verlassen. Das Volk strömte durch die zahlreichen Seitengänge schaulusterfüllt nach dem Festplatz, wo es in weitem Kreise amphitheatralisch sich lagerte.

Dieser prächtige Festplatz mit den rings ansteigenden Erdstufen und der glänzenden Hoftribüne unten im Mittelpunkt war ein improvisirtes Meisterstück des großen Ver-

gnügungskünstlers Sophonius Tigellinus. Nichts verrieth mehr die Eile der Herstellung. Die himmelansteigenden Pappeln und Ahornbäume, die noch vor wenigen Tagen den Raum bedeckt hatten, waren eben so spurlos hinweggemäht, wie der marmorne Tempel und die blumenbewachsene Boden-Erhöhung, auf der er gestanden. Frischer, etwas besprengter Sand überdeckte das Grab dieser Herrlichkeiten, — so reinlich, so mathematisch glatt, als hätte hier nie die phantastische Unordnung einer üppigen Wildniß geherrscht.

Eiserne Fackelhalter, haushohe Leuchter mit riesigen Pechpfannen, silberne Prunklaternen mit Scheiben von papierdünnen Hornplatten oder von Glimmerglas waren in so unerschöpflicher Anzahl aufgestellt, daß sie demnächst die ganze Arena taghell erleuchten mußten.

Dicht vor der Kaisertribüne, auf der langhingestreckten Linie, die von dem einen Ende des Zuschauer-Halbkreises zum andern lief, sah man im Boden, je zwei Fuß von einander entfernt, eine regelmäßig geordnete Reihe von Löchern, wohl dreihundert und mehr. Dahinter aber lag noch die Erdmasse, die man herausgeschaufelt.

Als eben der Imperator mit Poppäa Sabina auf dem baldachin-überdachten Pulvinar Platz genommen, — der Hofstaat hatte sich längst schon gelagert — da trugen die palatinischen Sklaven, je zu vieren gleichzeitig anfassend, seltsame, hoch in die Lüfte ragende Pfähle herzu, deren spitziges Ende lothrecht in die Gruben gesenkt, mit

der aufgeworfenen Erde umschüttet und dann sorgfältig festgerammt wurde.

Am oberen breiten Ende befand sich ein menschliches Wesen, bis an die Schultern von filzartig-zähem Werg umhüllt. Dicke Eisendrähte schnürten den Leib und die Gliedmaßen fest wider den Balken. Das Ganze war mit flüssig gemachtem Wachs und Pech, mit Theer und mit Oel reichlich getränkt.

Diese dreihundert Menschen sollten nach Eintritt der Dunkelheit — gleichsam als erster Beleuchtungseffekt — von den Sklaven des Imperators angezündet werden wie Fackeln.

Das Volk hatte gestern bereits Kunde von dem, was sich hier abspielen sollte. Dennoch war es vom Anblick des abenteuerlich-grausigen Zuges derart überrascht, daß es vor wilder Freude gell aufheulte. Die alte, mitleidslose, blutverlangende Schaulust der Amphitheater-Besucher, denen die Gladiatoren niemals furchtbar genug zerhackt und verstümmelt wurden, regte sich doppelt stark in diesen wohlgesättigten, weindurchdüfteten Massen.

„Die Nazarener!" scholl es von allen Seiten. „Die Nazarener im Pechgewande! Ob diese Tunica nach ihrem Geschmack ist? Fluch den Mordbrennern! Fluch euch Abergläubischen, die sich an Rom vergriffen! Auf! Erprobt's nun am eigenen Leibe, welch' ein liebliches Element die verzehrende Flamme ist!"

Nach fünf Minuten waren sämmtliche Marterpfähle

im Boden befestigt. Die Träger zogen sich eilig zurück. Eine wimmelnde Schaar üppiger Tänzerinnen brach wie eine lustig flatternde Wolke aus dem benachbarten Strauchwerk hervor und bestreute den Erdgrund rings um die Pfähle mit Rosen und Veilchen, damit, wie Tigellinus sich ausdrückte, im gesegneten Reiche des Nero auch die Todesqual einen festlichen Beigeschmack habe.

Nun standen sie alle, die Christusgläubigen, in unabsehbarer Kette gereiht, wie Maulbeerbäume, denen der Gärtner im Frühjahr die Zweige beschnitten hatte.

Einige jammerten laut auf; Andere starrten glasigen Blicks vor sich hin; drei oder vier hatte die Angst schon entseelt. Die Meisten jedoch, darunter nicht nur trotzige Männer und Jünglinge, sondern auch liebliche Mädchen in erster Jugendblüthe, schauten todesfreudig zum Himmel auf und murmelten mit kaum vernehmbarer Stimme fromme Gebete.

Rechts vom Pulvinar des Imperators, nur etwas niedriger, stand ein üppiges, breites, kunstvoll geschmiedetes Ruhelager mit schwellenden Polsterkissen, gleichfalls von einem Baldachin überragt, — der Platz des unverwüstlichen Agrigentiners. Er strahlte von Selbstgefühl; das vornehme, leicht vom Wein geröthete Antlitz sah jünger aus als gewöhnlich.

Neben ihm, das perlengeschmückte Köpfchen sanft anschmiegend, lehnte die reizende Rhodierin Chloris, im Florgewande der Insel Kos, hold und zauberisch trotz

ihrer Schamlosigkeit, ganz erfüllt vom Kultus des vermeintlichen Helden, der ihr, wie im Ueberschwange der Sehnsucht, den Arm fest und fester um den blühenden Leib schlang.

Poppäa Sabina, im Gefühl ihrer Würde als Gattin des Imperators, hatte zwar Anfangs gegen die dreiste Oeffentlichkeit dieses Verhältnisses angekämpft: aber was konnte sie auf die kühne Bemerkung des Agrigentiners erwidern, daß sie ja selber, obgleich nicht eine Hellenin, sondern eine vornehme Römerin, sich in der nämlichen Weise mit ihrem kaiserlichen Geliebten gezeigt hatte, wiewohl die Gemahlin desselben damals noch lebte?

Chloris hing vielleicht um so zärtlicher an den Augen des Tigellinus, als sie durchaus keine Freundin solcher grausamen Schauspiele war, wie sie den Römern zum täglichen Brod gehörten. Als Griechin und Künstlerin besaß sie ein reich entwickeltes Schönheitsgefühl, — und schon aus diesem Gesichtspunkte widerstrebte ihr Herz dem Anblick leidender Mitmenschen. Nur dem Wunsche ihres vergötterten Tigellinus gehorchend, theilte sie hier sein purpurnes Lager, schloß jedoch beim Herannahen der menschenbefrachteten Pflöcke unwillkürlich die Wimpern und wandte sich dann ausschließlich ihrem verliebten Eroberer zu.

Jetzt plötzlich, da Alles in athemloser Erwartung schwieg, und selbst das Wimmern der klagenden Nazarener zu ebben schien, drang ein Schrei durch die beginnende

Dämmerung, gell und schaurig wie der Todesruf eines Wahnsinnigen, der sich von schwindelnder Felsenwand hinab in den Abgrund stürzt.

Entsetzt schaute Chloris empor.

Aus der Werghülle eines der beiden Pfähle, die nur wenige Schritte vom Fuß-Ende ihres Lagers entfernt standen, blickte in grausenhafter Verzerrung ein wohlbekanntes Antlitz herüber, — das Antlitz des Artemidorus.

Ruhig und standhaft hatte der gläubige Nazarener bis dahin sein Schicksal ertragen. Sein heroischer Muth hatte obgesiegt über jede schwächliche Anwandlung.

Jetzt aber, wie er so von der furchtbaren Höhe des Marterpfahls das Mädchen erblickte, das ihn einstens geliebt und dann so schnöde vergessen hatte, jetzt verlor er die Fassung.

Noch einmal packte ihn das vergängliche Erdenglück, das er längst, längst überwunden glaubte, mit all' den selig-schmerzlichen Schauern von ehedem.

Das also war die letzte Erfüllung des Traumes, den er Jahre hindurch im tiefsten Grund seiner Seele gehegt und genährt hatte!

Er gedachte jenes unvergeßlichen Abends im Hause des Flavius, da er knieend ihr den Kranz überreicht hatte. Chloris war sein Gedanke bei Tag und bei Nacht gewesen. Er glaubte an sie wie an Jesus den Galiläer. Beim ersten Gerüchte, daß sie empfänglich sei für die Huldigungen der Großen, war er gramerfüllt zu ihr ge-

eilt. Sie hatte ihn zärtlich geküßt, seiner Sorge gelacht und ihm heilig betheuert, er, nur er solle dereinst sie besitzen. Dann aber entschwand sie ihm völlig. Mehr und mehr gehörte sie zur Gesellschaft des Hofes. Artemidorus litt über alle Beschreibung. Er ahnte, er wußte, was da geschehen war, lange bevor er mit eignen Augen sich davon überzeugt hatte. Nun riß er mit aller Gewalt sich los. Er kämpfte verzweiflungsvoll, bis ihm die Lehre des Heilands, der da gesprochen hatte: ‚Nehmet euer Kreuz auf euch und folgt mir nach —‘ endlich den Frieden gab.

Er hatte gehofft, die göttliche Kraft dieses Friedens werde ihm vorhalten bis zum letzten Moment.

Da mußte er, fast in derselben Minute, da schon die Henker mit ihren Bränden herankamen, die Treulose wiedersehen, ach, ach, und so wiedersehen — als müßige Zuschauerin seiner Qualen, halb nackt an der Brust eines Andern! Das war des Jammers zuviel.

‚Fern von ihr!‘ hatte er damals gewehklagt, als er, zum Tode verurtheilt, durch die cyprische Gasse geschleppt wurde. ‚Fern von ihr!‘ — Der Gedanke war ihm das Schwerste gewesen bei jenem furchtbaren Gang. Wie ein Hohn über sein maßloses Elend zuckte ihm jetzt dieses ‚Fern von ihr!‘ durch die Seele, da ihn das Schicksal dazu verurtheilt hatte, ungeliebt vor ihren Augen dahinzusterben, in ihrer Nähe, fast erreichbar durch den Hauch ihres Athems.

Noch einmal ſchrie er auf, — gräßlicher, furchtbarer, herzzerreißender, als zuerſt. Er litt unmenſchlich. Er fühlte ſchon jetzt, bevor ſie entfacht war, die mordende Lohe, die ihn langſam aufzehren ſollte.

Die Rhodierin Chloris bebte am ganzen Leibe.

„Was haſt Du?“ frug Tigellinus.

Sie war unfähig, ihm zu antworten.

Er zog ſie dichter zu ſich heran und küßte ſie auf die weißſchimmernde Kehle.

„Hat der Feigling da mit ſeinem Todesgeheul Dich erſchreckt?“ forſchte er weiter.

„Vielleicht,“ flüſterte Chloris.

Es zuckte ihr krampfhaft über das ganze Geſicht. Ihre Augen blickten wie leblos.

„Ihr Griechen ſeid ein allzuweiches Geſchlecht,“ tröſtete Tigellinus. „Ihr müßt euch, wie die Enkel des Romulus, mit dem Anblick des Todes und ſeiner Schrecken vertraut machen. Das giebt Lebensfriſche und Muth. Das ſtählt die Genußfreudigkeit und die Spannkraft. Aber ſeh' ich denn recht? Ich erkenne den Burſchen. Es iſt Artemidorus, der Freigelaſſne des Flavius Scevinus. Sprich, mein Seelchen, beſchleicht Dich eine wehmuthsvolle Erinnerung? Damals warſt Du noch die unnahbare Kitharödin — und jetzt . . .! Aber haſt Du etwas bei dieſem Tauſche verloren? Sophonius Tigellinus iſt der Erſte im Reich nach dem Kaiſer. Fannius Rufus, der den Oberbefehl mit mir theilt, iſt nur dem Namen nach mein

Kollege, in Wahrheit mein Untergebener. Der Cäsar liebt mich; Poppäa thut keinen Athemzug, ohne sich Raths zu holen bei dem weltklugen Agrigentiner. Artemidorus aber — nun, Du siehst's ja, wie weit er's mit seiner Schwärmerei für die Märchen des Galiläers gebracht hat!"

„Er ist so jung," seufzte die zitternde Chloris, „ach, und so gut!"

„So gut," versetzte der Agrigentiner, „daß er die erste rasende Sehnsucht des Imperators enttäuschen half. Du weißt doch von Acte . . .? Einmal nur hatte der Kaiser ihr von Liebe gesprochen: da entschwand sie ihm plötzlich, und so emsig er forschte, nirgends fand sich die leiseste Spur von ihr. Auch Artemidorus wurde gefragt, und er gab zur Antwort: ‚Ich weiß von Nichts!' Das war eine Lüge. Er kannte den Ort, wo sich Acte verborgen hatte. Und daß er dem Kaiser die Wahrheit so vorenthielt, das büßt er jetzt zugleich mit den andern Verbrechen, die ihm zur Last fallen. Deshalb hat man auch Sorge getragen, den Schandbuben in der Nähe des kaiserlichen Pulvinars einzurammen. Sein qualvoller Tod soll in die immer noch blutende Wunde des Imperators Balsam gießen. Ich verrathe da mehr, als ich sagen sollte. Poppäa Sabina darf um keinen Preis davon wissen. Hörst Du, wonnige Chloris?"

„Ich höre," hauchte sie tonlos.

Nach dieser Eröffnung war Nichts für Artemidorus zu hoffen.

Gnade für den zu erflehen, den Claudius Nero perſönlich haßte, das ſchien der Rhodierin gleichbedeutend mit der Gefährdung der eigenen Exiſtenz.

So rief ſie denn die unverſiegbare Kraft ihres Leichtſinns zu Hülfe und entſchloß ſich, Alles geſchehen zu laſſen, wie es der Wille des Agrigentiners verhängt hatte. Nur ein ſtilles Gebet zu dem Todtengott ihrer helleniſchen Heimat, dem Hermes Phſychopompos, wollte ſie aufſenden, damit er die Seele des Abgeſchiedenen freundlich hinübergeleite in die Gefilde des nachtumflatterten Hades.

Inzwiſchen hob Artemidorus die weitgeöffneten Augen thränenlos zum Himmel empor, wo die erſten Sterne bleich im Azur glänzten.

„Gott, mein Gott,“ flehte er brünſtig, „ſteh' mir bei in dieſer unermeßlichen Qual! Erbarmender Vater, laß mich einmal noch deine Gnade erfahren, auf daß nur Du mir die Seele erfüllen mögeſt, Du und der Heiland, der da geſtorben iſt zur Erlöſung der Welt! Ach, wie zauberiſch fluthet ihr Haar! Wie ſtrahlt ihr Auge! Wie blüht ihr blumenduftiger Mund! Wehe, ſie rührt ſich nicht! Sie ſpringt nicht auf, mir zum letzten, grauſigen Abſchied ein linderndes Wort zu ſagen! Gelaſſen und gleichmüthig kann ſie mit anſehn, wie Artemidorus zu Grunde geht! Ich habe ſie heiß geliebt; ſie wäre mein Glück geweſen; ich liebe ſie noch, trotz all' ihrer Schande! Cäſar, weshalb haſt Du mich damals begnadigt, da ich

doch ſterben konnte im Vollbeſitz ihrer Liebe? Vater im Himmel, errette mich vor dieſen Gedanken! In deine Hände befehle ich meinen Geiſt; nimm mich auf in die Schaar der Erwählten, um Jeſu willen, und tilge mir die Erinnerung an dieſe Stunde hinweg, ſonſt kann meine Seele nicht Raſt gewinnen durch alle Jahrtauſende!"

Er neigte das Haupt und ſchloß die Augen, um nicht noch einmal dem Blicke der Rhodierin zu begegnen, die ihren Schauder jetzt abgeſchüttelt und ſich von Neuem in die Begeiſterung für den verlebten Agrigentiner verſenkt hatte.

Neben dem Freigelaſſnen des Flavius Scevinus hatte man den ehrſüchtigen Nicodemus aufgepflanzt.

Er war bewußtlos geweſen, als die Sklaven ihn herſchleppten. Sein Pfahl trug am oberen Ende einen mächtigen Querbalken, an welchem die ausgeſtreckten Arme des Delinquenten vermittelſt zweier durch die Handflächen gehender Eiſenſtifte befeſtigt waren. Tigellinus wollte den tollkühnen Wortführer des Nazarenerthums, der dem Kaiſer ſo gründlich verhaßt war, auf dieſe Art vor den Uebrigen auszeichnen.

Bei dem Aufſchrei des Artemidorus war der Unglückliche aus ſeiner Betäubung erwacht.

Von wahnwitzigem Grauſen erfüllt, überblickte er den Jammer zu ſeiner Rechten und Linken, — und die prunkende Orgie zu ſeinen Füßen: den Cäſar am Buſen der ſiegestrunkenen Poppäa; Tigellinus mit der ſchmachten-

den Chloris; den Günstling Helius mit der frechen Septimia; und ringsumher auf der kaiserlichen Tribüne zehn, zwölf andere Paare, die sich, jeglicher Scheu vergessend, herzten und küßten, als decke statt der gelblich schimmernden Dämmerung tiefschwarze Nacht ihre Zärtlichkeiten ...

Er sah, wie Dutzende von jugendblühenden Sklavinnen, nur ein Flortuch um die Lenden geschlungen, zwischen den Freunden des Imperators einherhuschten, in der Rechten die kunstvoll getriebene Weinkanne, in der Linken die Schale ...

Er schaute die Kränze auf den salbentriefenden Häuptern, die schwellenden Rebengewinde, die Purpurrosen.

Er gewahrte die üppigen Pardelfelle auf den leuchtenden Schultern halbwüchsiger Knaben, die ihre Thyrsusstäbe hoch über dem Kopfe schwangen; er gewahrte die unverschleierte Frechheit ihrer Gesinnung, die widerlichen Geberden, die zuchtlosen Neckereien, das wüste, frevelhafte Gelächter.

Entsetzt athmete er den ganzen unsagbaren Hauch von Wollust und Grausamkeit, der aus diesem Gewirre emporstieg, wie der betäubende Qualm aus dem Sündenpfuhle Gomorrah's.

Und siehe, mit einem Mal überkam ihn die volle Größe und Wucht seines einst so eifrig gepflegten Irrthums.

Nein, diese widerspruchsvolle, gräßliche, durch und durch entartete Welt mußte erst ganz verfaulen, ehe der

Boden sattsam gedüngt war für die Saatkörner Jesu Christi. Einstweilen konnte das Nazarenerthum nur eine Stätte finden unter den Dächern der Armen und Elenden, in den Winkeln der Leichenträger, bei den Schiffsknechten jenseits des Tiberis, in den Arbeitshäusern und Sklavenzwingern.

Von unten herauf mußte die Menschheit wiedergeboren, umgestaltet, und für das Wort Gottes empfänglich gemacht werden, nicht von der Höhe des Thrones herab, der nur den schaurigen Gipfel bildete einer herz- und hirnlosen, öden Gesellschaft.

Und wie dies klar vor ihm aufstieg, da unterschied Nicodemus auch mit ergreifender Deutlichkeit, was da Echtes und Edles in seiner Bestrebung gelegen, und was ihm die Selbstsucht und Herrschbegier zugeraunt.

„Es war Satanas, der mich versucht hat," murmelte er durch die knirschenden Zähne. „Ihm, dem Weltverderber, hab' ich die Ruhe geopfert, den Frieden und die Einigkeit mit mir selbst. Weh' mir: auch Dich hab' ich mit hingeschlachtet, Du liebliche Acte, die von dem Schöpfer mir anvertraut war, wie dem Hirten das Lamm. Allgütiger Vater, dafern es möglich ist, so vergieb mir! Ich habe gesündigt an Dir und deinem Gesetz! Ich bin nicht werth, mit den glaubensfreudigen Brüdern und Schwestern hier gemeinsam den Tod zu leiden!"

Heiße Thränen überströmten sein Angesicht.

Dann plötzlich krauſte ſich ihm die Stirne.

„Hab' ich denn auch mein Leben umſonſt gelebt, — ſo will ich ſterbend noch Zeugniß ablegen für die göttliche Wahrheit! Vielleicht, vielleicht, daß ich dann Gnade finde vor Gott dem Allgütigen!"

Trotzig hob er das Haupt.

„Claudius Nero Cäſar," rief er mit Donnerſtimme, „haſt Du den Muth, ein letztes Wort von den halb ſchon erſtorbnen Lippen des Nicodemus zu hören?"

Dem dröhnenden Anruf des Märtyrers folgte eine etwas beklommene Stille.

Die Prätorianer blickten auf ihren Gebieter, als ob ſie der Weiſung gewärtigten: ‚Stoßt ihm das Schwert in die Bruſt!'

Nero jedoch, ſich aufrichtend, ſagte höhniſch:

„Rede, mein Freund, aber beeile Dich!"

„Nero," hub Nicodemus wiederum an, „ich weiß, von Dir und den feilen Geſellen, die Dich umwedeln wie Hunde, iſt kein Erbarmen zu hoffen. Nicht Gott, ſondern ſein uranfänglicher Widerſacher hat eure Seelen aus Schlamm und Blut viehiſch zuſammengeknetet. Dieſe Welt ruht noch immer im Schooße des Satans: deshalb biſt Du Imperator, denn Du kömmſt ihm an teufliſcher Niedertracht und beſtialiſcher Argliſt am nächſten. Aber ich warne Dich. Gott läßt ſich nicht ſpotten. Er, der Allmächtige, der uns den Muth verleiht, furchtlos zu ſterben zur Augenweide für deine Dirnen und Schand-

knaben, er wird dies jammervolle Geschlecht, das sich noch heute in Gold und Purpur brüstet, spurlos hinwegfegen. Wahrlich, euer Ende ist nahe! Schon höre ich das ferne Gewitter; schon seh' ich die Blitze, die euch zerschmettern sollen. All' eure Macht ist wie die Spreu vor dem Winde. Die neue Sündfluth öffnet gar bald ihre Schleußen; das Einzige, was da siegreich emporragen wird über den Schutt eurer Herrlichkeit, ist das Kreuz Jesu Christi! Du bist bleich geworden, Claudius Nero, und jetzt ergreift Dich die Ungeduld. Wir aber, dem Vorbilde unseres Heilands getreu, bitten Gott um Gnade sogar für Dich, unseren Feind. Todesgenossen! Bezwingt euren gerechten Haß! Hebt eure Blicke zum Himmel empor und sprecht mit dem Unwürdigsten eurer Gemeinde: ‚Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!'"

Ein leises Gemurmel klang durch die Reihen der Nazarener.

Gleich darnach gab der langgezogene Ton einer Tuba das Zeichen.

Mehrere hundert Sklaven, mit zierlichen Handfackeln versehen, stürzten sich auf die Opfer.

Im nächsten Augenblick standen die theer- und wachsüberträuften Werghüllen von einem Ende der Pfahlreihe bis zum andern in heller Lohe. Gelles, rasendes Jammergeheul scholl durch die hereinbrechende Nacht. Lauter aber noch dröhnte das wüste Gebrülle der Volksmassen, die wie im Circus toll in die Hände klatschten und

ihrem Entzücken durch Zurufe aller Art Ausdruck verliehen.

„Ave Cäsar! Welch ein olympisches Fest! Welch ein fluthendes Lichtmeer! Zollt Beifall, Quiriten! Beifall den flammenprächtigen Fackeln des Nero!“

Tigellinus hob die gefüllte Schale.

Das Schlagwort der Bevölkerung aufgreifend, rief er mit eisigem Hohne:

„Fackeln des Nero, das bringt euch Tigellinus, der Fluchbeladene!“

„Und dies hier Nero selbst, der den Irrwahn des Galiläers vertilgen wird, wie die Gluth eure Leiber vertilgt!“

Der Kaiser sprach's und schwang den rosenbekränzten Becher wie ein jugendstrahlender Dionysos. Zur Hälfte trank er ihn leer: nun reichte er ihn der ‚göttlich schönen‘ Poppäa. Sie bog ihren schneeigen Hals zurück, bis ihr der letzte Tropfen des purpurrothen Falerners hinabgerollt war. Dann schleuderte sie das wuchtige Trinkgefäß mit einem jauchzenden Aufschrei nach dem flammenumloderten Haupte des Nicodemus.

Sie traf ihn mitten in's Antlitz.

„Recht so!“ meinte der Agrigentiner. „Das war die passendste Antwort auf sein Gefasel!“

Poppäa, als ob sie den Eindruck ihrer mänadenhaften Brutalität verwischen wollte, neigte sich mit verdoppelter

Anmuth zum Cäsar, lachte ihn verführerisch an und raunte zärtlich:

„Nero, Nero, wie ich Dich liebe! Wahrlich, mir ist zu Sinne, als wären die lodernden Pfähle da unsere Hochzeitsfackeln!“

Nero umschlang sie, wie einst die Genossen des Romulus ihre Sabinerinnen, wild, rücksichtslos, als wenn er zum ersten Male von ihr Besitz ergriffe.

Auch Tigellinus schien durch das Todesgeheul der Christen zu doppelter Liebessehnsucht entflammt zu werden. Er drückte die schwer athmende Chloris heißer an's Herz und verschlang sie fast mit seinen fiebernden Küssen.

Eine rauschende Festmusik stimmte weitab im Hintergrund ihre lüsternen Weisen an. Die brennenden Leiber der Märtyrer sandten weißgraue Wolken zum Himmel auf. Dort und da ward das gräßliche Wehgeschrei zum Wimmern und Winseln, — und verstummte dann völlig. Anderwärts hörte man aus der schwehlenden Gluth die ekstatischen Stimmen derer, die, ihres Glaubens erfüllt, alle irdische Qual überwanden und freudig den Welterlöser und Gottes unendliche Gnade priesen.

„Rasende Flammen, verzehrt meinen gebrechlichen Leib,“ klang es vom Munde eines fünfzehnjährigen Mädchens; — „meine Seele wird aus der Asche emporsteigen in die Höhen des Lichts! Hallelujah!“

Auch Nicodemus, den der Wurf mit dem schweren

Metallbecher halb schon betäubt hatte, raffte sich noch einmal empor:

„Hört's, ihr Verblendeten!“ rief er mit weithin schallender Stimme. „Hier, in der Gluth, die mir das Mark zerfrißt, bekenne ich's als ein geringer Zeuge seiner unendlichen Herrlichkeit: der Gott Jesu Christi ist der einzige wahre Gott, und alles Heil kömmt von ihm! Vater im Himmel, o erbarme Dich meiner! Ich bereue von ganzem Herzen und von ganzem Gemüth! Amen!“

Ein leichter Windstoß trieb die Flammen zur Seite. Artemidorus schaute zum letzten Male die Rhodierin Chloris, wie ihr der halbberauschte Agrigentiner den Nacken liebkos'te und die blühende Kehle . . .

„Chloris!“ schrie er, den Kopf wie in epileptischen Krämpfen zurückwerfend, — „Chloris!“

Sein Angstruf gellte so laut, daß er, allen Lärm übertönend, bis hinaus zu den fernsten Sitzen des jauchzenden Pöbels drang.

„Chloris!“ scholl es noch einmal aus der kräuselnden Lohe, die jetzt wieder senkrecht zum Himmel stieg. „Weh' mir, ich sterbe!“

„Gelobt sei Jesus, der Sieger über Hölle und Tod!“ murmelte Nicodemus.

Dann verstummte auch er.

Ringsum brannten die Pflöcke langsam herab. Große Blutlachen sickerten allgemach in den Boden; denn die Werghülle hatte nicht ausgereicht, dieses Blut zu ver-

dampfen. Den angebrannten Adern reichlich entströmend, hatte es mit den prasselnden Flammen gekämpft und die untere Hälfte des ‚Qualgewandes' vielfach gelöscht. Hier und da knickte ein Pfahl zusammen und riß einen halbverstümmelten Menschenleib mit herab. Ein Brandgeruch erfüllte die Luft, schal, widerlich, als hätten die Priester an hundert Altären dem Pluto geopfert.

Da, beim Klang der allbeliebten gaditanischen Melodie ‚Schwellet, ihr Rosen . . .' entflammten sich, wie durch Zauberhand, die übrigen Leuchten des Festplatzes, — und nun hub in den Gärten des Nero ein Treiben an, das selbst in den Laster-Annalen des cäsarischen Rom nicht seines Gleichen hatte.

Claudius Nero und seine ganze Gefolgschaft wälzten sich, sinnlos vor Trunkenheit, im Pfuhl der unerhörtesten Ausschweifung. Das Fest am See des Agrippa war eine harmlose Kinderei gewesen im Vergleich mit diesem bübisch-frechen Astarte-Cultus. Frauen und Mädchen aus den edelsten Häusern waren auf Befehl des Agrigentiners gewaltsam herbeigeschleppt worden. Ihrem Willen zum Trotz, mußten sie sich an jeder Zuchtlosigkeit betheiligen. Knirschend in öder Ohnmacht standen die Väter, Gatten und Brüder der Mißhandelten abseits, und verliehen durch ihre Gegenwart dem bestialischen Taumel des Pöbels die Würze eines hohnerfüllten Triumphs. Denn nicht Einer von diesen entehrten Römern wagte es, den übermüthigen Festordner bei der Gurgel zu packen. Die

Schwerter der Prätorianer klirrten zu drohend und zu verständlich. Auch hatte der Agrigentiner solche Familien, deren Oberhäupter einer männlich-verzweifelten That fähig gewesen wären, klüglich vermieden. Viele der edlen Römerinnen, die so vergeblich auf ihre Rächer harrten, gaben sich selbst den Tod; andre verfielen in Wahnsinn; gar manche jedoch wurden aus scheinbaren Opfern zu ekel-erregenden Theilnehmerinnen, die jauchzend den Becher schwangen und so das Werk des Cäsars, die mörderische Vertilgung der Sitte und der letzten heiligen Scheu, ruchlos vollenden halfen.

Rom — erst eben durch die Wuth des rasenden Elementes vernichtet — war, so schien es, hier zum zweiten Male, und fürchterlicher, zerstört worden.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Jahr verſtrich, und wieder kam die tropiſche Gluth des Hochſommers und der ſchreckliche Tag, an welchem die Einäſcherung der Weltſtadt begonnen hatte.

Ganze Regionen waren inzwiſchen ſchöner und glänzender als zuvor aus den Trümmern entſtanden.

Breite, regelmäßige Straßen, rechts und links mit Colonnaden verſehen, hatten die Gaſſen und Gäßchen vieler winklicher und übelberufner Quartiere von einſt erſetzt.

Der Brandſchutt war auf rieſigen Laſtſchiffen ſtromabwärts bis nach Oſtia geführt worden, um die ſumpfigen Niederungen in der Nähe der Hafenſtadt ausfüllen zu helfen.

Dank den Prämien, die der Cäſar für die bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt erfolgte Fertigſtellung der Neubauten ausgeworfen hatte, übertraf die Thätigkeit der Privaten jede Erwartung. Man ſchaffte bei Tag und bei Nacht; ſelbſt die furchtbare Julihitze unterbrach dieſe Arbeiten nicht vollſtändig.

Ein neuer, lebendiger Geiſt hatte ſich der Römer

bemächtigt, so daß der Jahrestag der furchtbaren Katastrophe zwar mit ernsten, aber durchaus nicht trübseligen und niedergeschlagenen Gefühlen begrüßt wurde.

Die Provinzen, besonders Kleinasien und Griechenland hatten herhalten müssen, um die Schatzkammern des Imperators zu füllen, der das also erbeutete Gold mit vollen Händen über die Hauptstadt ausgoß.

Eine Art von Privatministerium — Helius, der ‚Mann mit den Schweinsaugen', an der Spitze — war dazu eingesetzt worden, um zu berathschlagen, wie man der kaiserlichen Schatulle immer neue Geldquellen aufschließen möchte; und die Methode, die man bei dieser Erschließung befolgte, sprach jeder Gerechtigkeit Hohn.

Gegen Mitte September nahm die Bauthätigkeit einen erneuten Aufschwung. Gallische und hispanische Werkleute waren zu vielen Tausenden eingetroffen. Wenn das so fortging, durfte man gegen Ende des Jahres die Vollendung auch des letzten Hauses erwarten, — abgesehen von einigen Rückständen betreffs der inneren Einrichtung, namentlich im Punkte der Malerei; denn die Herren vom Senatoren- und Ritterstand erhoben hier große Ansprüche.

Der Hof hatte den ganzen Sommer wieder in Bajä verbracht, und zwar in der prachtvollen neuen Villa, deren Kosten der Freigelassne Phaon damals auf neunhundert Millionen veranschlagt hatte, während sie in der That mit all' ihren Kunstschätzen und Luxuseinrichtungen noch

dritthalbhundert Millionen mehr verschlungen hatte. Auf dem Dach dieser Villa befanden sich Baum-Anlagen, Pflanzungen, Springbrunnen und ein zierlicher Teich von einigen dreißig Ellen im Geviert, ganz in Onyx gefaßt. Eine Barke aus Cedernholz, für zwei Personen und einen Ruderer berechnet, lag hier am Stamm einer Fächerpalme. ‚Meine hängenden Gärten‘ nannte Poppäa Sabina dies wunderbare Solarium.

Dennoch war Nero durch dieses Meisterstück unerhörter Verschwendung nicht völlig zufrieden gestellt. Er träumte Gewaltigeres, — und dieses Gewaltigere hatte sich unterdessen am Esquilinischen Hügel zu Rom verwirklicht: der orientalische Märchenpalast, der im staunenden Volke den Namen des ‚Goldenen Hauses‘ erhalten sollte.

Gegen Ende Oktober lehnte das Herrscherpaar unter den Wipfeln des Dachgartens und blickte hinaus in den bajanischen Golf, wo eben, von Ostia kommend, die kaiserliche Trireme Ichthys am Cap Misenum vorüber in stolzem Bogen hereinschwenkte. Neben dem Kaiser stand Tigellinus. Auf einem gepolsterten Rundstuhl, einige Schritte entfernt, saß Phaon, der Freigelassne, der vor kaum einer Viertelstunde von Rom angelangt war. Ganz im Hintergrund kauerte der Leibsklave Cassius mit einigen Dienerinnen Poppäa's.

„Du siehst, Herr,“ sagte der Freigelassne mit einer Handbewegung nach der Trireme, „wie pünktlich der Obersteuermann seine Fahrten berechnet. Zwei Stunden vor

Sonnenuntergang wollte er drüben beim Herkulestempel vor Anker gehn."

„Ich danke euch," gab ihm der Imperator zurück. „Heute Abend noch brechen wir auf. Nach Allem, was Du erzählt und berichtet hast, darf ich voraussetzen, daß ich nun endlich ein wirklich menschenwürdiges Heim erhalte."

„Ein Heim aus lauterem Golde, mit Edelsteinen geschmückt, von denen mancher den Werth dieser Villa erreicht."

„Du hörst's, Poppäa. Spiegelnde Goldplatten überdecken die Wände. Aus dem königlichen Metall wird dein blühendes Bildniß Dir tausendfältig entgegenstrahlen. Dein Fuß wandelt über akanthusfarbigen Malachit. Rubine, Smaragde uud Diamanten wetteifern mit dem Glanze des Tages, der durch Scheiben aus phönicischem Glas in die funkelnden Säle bricht. Alles was Kunst und Reichtum, lodernde Schöpferkraft und keuchender Sklavendienst irgend zu leisten vermögen —: dort, in dem goldenen Hause hat's Leben gewonnen. Nun soll eine Aera des Taumels beginnen, des todverachtenden Schwelgens, der wonnigsten Raserei, wie sie nicht dagewesen seit Ninus und Sardanapal!"

„Herr, Du bist glücklich," sagte der Agrigentiner, eine tiefe Gemüthsbewegung erheuchelnd. „Heil Dir, Liebling des Schicksals! Heil auch Dir, Poppäa Sabina, Herrin des Reichs, Schönste und Beneidenswertheste unter

den Fürſtinnen! Jegliches habt ihr beſiegt: die Verleumdung, den Haß, die Scheelſucht, das Toben der Elemente. Ringsumher athmet und lebt nur Alles für euch: ihr ſteht auf dem Gipfel des Daſeins, und die Erde iſt euer Schemel!"

„Wendet es ab, ihr Götter!" murmelte Phaon.

„Was ſagſt Du da?" fragte der Kaiſer, flüchtig die Stirne krauſend.

„Ich meine . . . wenn die Worte des Tigellinus den Uranionen Verdruß bereiten . . ."

„Wie ſo?"

„Herr, Du weißt, bei allem Volk herrſcht der Glaube, daß eine Glückpreiſung, wie die des erlauchten Sophonius, nichts Gutes bedeutet. So ſprach ich denn, die Götter möchten es abwenden."

„Thorheit!" verſetzte der Kaiſer pathetiſch. „Die Götter ſind wir. So lange ich ſelbſt noch die Blitze ſchleudere, wie Jupiter-Zeus, ſo lange fürchte ich weder die ſogenannten Olympier noch das blinde, blöde, alberne Fatum. Hab' ich nicht hundertfältig erlebt, daß ich den frechſten Angriffen dieſes Fatums gewachſen bin? Laß ſie heranſtürmen, die toſende Brandung, die ſich Ananke nennt: an dieſer Bruſt wird ſie ſich theilen und brechen, wie die Meerfluth an den Quadern des Steindamms. Rom iſt in Aſche geſunken: ich habe es herrlicher wieder und glorreicher aufgebaut. Das Volk raſ'te über dies

Unheil; es warf seinen Geifer empor bis zur Höhe des Thrones: ich habe es zahm gemacht. Die Aristokraten, die sich von Anfang wider mein Glück verschworen, weil es für sie die Ohnmacht bedeutete, haben sich unter der Führung der abgefeimtesten Buben zusammengeschaart und die furchtbarste Revolution geplant: ich reckte die Hand aus — und Piso, mitsammt den Tausenden, die er befehligte, lag zerschmettert am Boden."

„Dennoch . . ." murmelte Phaon.

Er unterbrach sich und blickte scheu in das Antlitz des Imperators.

Nero indeß war so ganz erfüllt von der Unantastbarkeit seiner Größe, daß er dem Freigelassnen nicht zürnte.

„Rede nur, wenn Du etwas auf dem Herzen hast," sagte er lachend.

„Ich fürchte unehrerbietig und dreist zu erscheinen."

„Unmöglich. Sieh', Phaon, wenn irgend ein Mensch mein volles Vertrauen besitzt, so bist Du es. Ich weiß selbst nicht, warum. Du hast mir Dienste erwiesen — aber das Nämliche gilt auch von Andern. Nur mein trefflicher Tigellinus ist mir in gleicher Treue ergeben wie Du: sonst Niemand. Das seh' ich an deinem Blick. In deinen frischen, fröhlichen Augen blitzt etwas wie heimliche Sympathie. Ja, auf die Gefahr hin, Dich, Sophonius Tigellinus, eifersüchtig zu machen, muß ich's bekennen: Phaon würde meinem Herzen vielleicht nahe

gekommen ſein, auch wenn ich ein Bettler wäre, indeß für Dich nur die Freundſchaft mit dem Princeps vorherbeſtimmt war!"

„Mein Kaiſer . . .!" ſagte der Agrigentiner, die Rechte auf's Herz drückend.

„Laß nur!" wehrte ihm Nero. „Es war eine flüchtige Laune, die mir juſt durch den Kopf ging. Alſo, was wollteſt Du ſagen, Phaon?"

„Ich wollte den Cäſar anflehen, ſich nicht allzuſehr in Sicherheit wiegen zu laſſen. Die Verſchwörung des Piſo zittert mir noch in der Seele nach, und ich ſtaune, wie raſch mein Herr und Gebieter den Schmerz überwunden hat. War nicht Piſo dein Freund?"

„Er nannte ſich ſo, aber er war es nicht. Unter dem Deckmantel ſeiner geheuchelten Liebenswürdigkeit barg er die Tücke."

„Dennoch: er war Dir unverdächtig, wie ſo viele der Mitverſchworenen, — Fannius Rufus zum Beiſpiel, der in Gemeinſchaft mit Tigellinus die Prätorianer befehligte, und Flavius Scevinus, der Dich einſt ſeinen Sohn genannt, und nun von ſeinen Genoſſen das Recht erbat, zuerſt die Waffe zu zücken."

„Wie?"

„Ja, Herr! Man hat Dir's verſchwiegen, aber es iſt ſo, und die Uebrigen haben's bezeugt. ‚Ich fordere von euch als eine beſondere Auszeichnung, daß ich den

ersten Stoß führe! Das waren die Worte, die er in jener letzten Versammlung gebrauchte."

„Er hat's gebüßt," versetzte der Kaiser.

„Und der Dichter Lucanus . . ." hub Phaon wiederum an.

„Pah! Ihn quälte der Neid! Seine Verse waren nicht halb so gut, wie die meinen."

„Aber die höfliche Epicharis! Hättest Du dieser Aegypterin angesehen, was sie plante? Mit Piso war sie die Seele der Rebellion! Und Seneca, dein alter, bewährter Lehrer! Auch er hat sich von den Verschwörern umgarnen lassen! Wahrlich, sie müssen ganz unglaubliche Künstler in der Verführung gewesen sein, wenn selbst er ihren Lockungen unterlag."

„Er war altersschwach," sagte der Cäsar.

Phaon schüttelte ernst und bedächtig das Haupt.

„Sein Sterben bewies uns das Gegentheil," versetzte er nachdenklich. „Wie Sokrates, trank er den Giftbecher ruhig und gleichmüthig, als sei der Tod nur das Aufstehen von einem fröhlichen Gastmahl. Ich bekenne Dir, Seneca hat mich besorgt gemacht."

„Ich begreife Dich nicht," meinte Poppäa. „Wenn er noch lebte, — wohl, so hättest Du Ursache, ihn zu fürchten. Jetzt aber, da er den Lohn geerntet für seinen Treubruch, kann die Erinnerung unsern Stolz nur erhöhen, ebenso wie der Tod des herrischen Thrasea und des heuchlerischen Soranus."

„Auch Thraſea ſtarb wie ein Held. Oft genug hörte ich die gefährlichen Worte nachſprechen, die er ausrief, als er die Hand mit den aufgeſchnittenen Adern zum Himmel hob: ‚Dir Zeus, Befreier, ſpende ich dieſes Blut!‘ — Es klang heroiſch, bei allen Göttern, peinvoll heroiſch! Zehn Jahre gäb' ich darum, wäre er feig geweſen. Aber ich ſchweife hier ab. Was ich betonen wollte, liegt ja wo anders. Geſtatteſt Du, Herr, daß ich weiterrede?“

„Immerhin,“ lächelte Nero.

„Die Verſchwörung des Piſo iſt glücklich vereitelt worden. Du haſt hier das Fatum beſiegt. Aber wie kam das? Hätte ſich Flavius Scevinus ruhiger verhalten, ſich weniger theatraliſch geberdet — wer weiß, wer weiß . . . Milichus, der pfiffige Freigelaſſne, dem er den Dolch übergab, damit er ihn ſchleife, Milichus, dem er zurief: ‚Dieſe Waffe iſt heilig!‘, Milichus, mit dem er ſein Teſtament aufſetzte — ſieh', Herr, das war doch ſtreng genommen die Quelle, aus der uns die Rettung entſprang. Hätte Milichus die Sache nicht in der zwölften Stunde noch angezeigt . . .“

„Das iſt's ja eben,“ unterbrach ihn der Kaiſer. „Mein Genius, der da mächtiger iſt als das Schickſal, erweckte mir ſolche Bundesgenoſſen. Nein, Phaon, Du biſt ein Schwarzſeher. Aber ich danke Dir. Zweierlei haſt Du erreicht. Ich fühle jetzt doppelt, wie ſehr mein Wohl Dir am Herzen liegt — und doppelt, wie hoch ich ſtehe über dem Wechſel der Dinge.“

So sprechend erhob er sich und trat an die Brüstung. Poppäa folgte ihm, während der Agrigentiner mit Phaon zurückblieb und ihm heimlich Vorwürfe machte über den unerquicklichen Ton, den er angeschlagen.

„Herr," sagte Phaon mit einem verzweifelten Blick in die Augen des Tadlers, „seit lange schon trug ich's hier auf der Seele, und nun endlich mußt' es herunter. Ich liebe ihn, denn von jeher hat er mir Gutes gethan; und überdies — wie er selbst ja gesagt hat — es ist, als ob ein verborgenes Band mich an ihn gekettet hielte. Mir scheint, ein offenherziger Warner ist nützlicher, als der liebenswürdige Schwärmer, der Alles lichtblau und rosig malt."

„Du zielst auf mich. Aber ich male nicht, sondern ich lass' ihn die Wahrheit schauen. Das Reich des Nero strahlt wirklich in ambrosischer Himmelsfarbe; er steht wirklich auf dem Piedestal uranionischer Größe. Ich glaube an die Unfehlbarkeit seines Glücks, das auch das meine ist. Geh'! Du warst doch sonst kein thörichter Kopfhänger! Laß Dir ein Mahl vorsetzen und berausch' Dich in Cyprier! Dein Blut wird zu dick; Du bedarfst einer Auffrischung. Im Uebrigen: Alles ist vorbereitet. Mit Sonnenuntergang reisen wir."

Aehnlich wie Tigellinus zu Phaon, sprach Poppäa zum Kaiser. Auch sie war mit fortgerissen von dem Größenwahn, der da meint, er könne dem Schicksal Gesetze auflegen. In ihren sonst so weltklugen Augen

blitzte etwas von der phantastischen Aufregung einer Prophetin.

„Ja," flüsterte sie, das erglühende Antlitz auf Nero's Schulter geneigt, „wir sind und bleiben die Bezwinger der Moira. Kein Fürst der Erde hat solche Gefahren bestanden wie Du, und keiner mit so olympischem Gleichmuth auf sie herabgelächelt. Dein Glück ist beispiellos. Die Zukunft gehört Dir und deinem Geschlecht."

Mit erkünstelter Schamhaftigkeit schlug sie die Augen nieder.

„Poppäa . . ." flüsterte Nero zärtlich.

„Ja," fuhr sie fort, „ich fühle es mit unmittelbarer Gewißheit: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, wird ein Knabe sein und das Ebenbild seines Vaters. Dereinstens, wenn wir längst unter den Schatten weilen, wird das Haus der Neronier weit und weiter über den Erdkreis herrschen. Die Parther und Inder werden sich seinem Scepter beugen, und die trotzigen Enkelsöhne des Giso. Ich seh' sie im Geiste, die künftigen Riesenheere, die sich nach Norden und Osten wälzen und Germanien erobern bis zum Strande der Vistula, und das Land der Sarmaten, und Rugia, und das eisige Scandia. Ueberall jedoch, wo die Neronier ihre Standarte aufpflanzen, wird das lorbeergeschmückte Appollohaupt ihres Ahnherrn prangen, in Tempeln aus Marmor und Gold, als der einzige und wahrhaftige Gott, zu welchem alle Völker sich in dem gleichen Gebet erheben, den sie anrufen: ‚Nero,

allmächtiger Vater über den Wolken, erbarm' Dich unser'!"

„So sei es!" rief der Kaiser leuchtenden Auges.

Er umarmte sie, küßte sie auf die Stirne und sprach dann feierlich:

„Heil Dir, Gesegnete unter den Weibern, die Du im Schooße das Heil und die Zukunft der ganzen Welt trägst!"

Vierzehntes Kapitel.

Bei beginnender Dunkelheit ſteuerte Nero mit Poppäa und einem Theile ſeiner Gefolgſchaft in's Meer hinaus.

Die Fahrt ging glücklich von Statten. Am Morgen des dritten Tages ankerte man in Oſtia, wo eine lange Colonne von Reiſewagen die Ankömmlinge empfing und binnen weniger Stunden nach Rom brachte.

Nero, dem Nichts zu glänzend und Nichts zu groß erſchien, war gleichwohl beim Anblick dieſer neu erſtandenen Rieſenſtadt innerlich überraſcht, ſo wenig er's an den Tag legte.

Das Gefühl überkam ihn, als ſeien die Hütten des Romulus nun durch Paläſte erſetzt: ſo ſehr übertraf dieſes neue Rom das Rom des Auguſtus, der ſich doch auch ſchon gerühmt hatte, ein Rom aus Ziegeln ererbt und eins aus Marmor hinterlaſſen zu haben.

Gewiſſe vornehme Straßen waren in ihrer üppigen Ausſtattung mit den prachtvollen Säulengängen zu beiden

Seiten nicht wiederzuerkennen. Ja, selbst die Viertel der Armen zeichneten sich im Vergleich mit früher durch eine löbliche Regelmäßigkeit aus, wenn schon die zahlreichen holzgezimmerten Stockwerke den Beweis lieferten, daß auch jetzt die Spekulation habsüchtiger Bauunternehmer wie ehedem sich stärker bethätigt hatte, als im Interesse des Volks und der Sicherheit gegen erneute Brände erwünscht war.

Endlich hielten die Wagen vor dem zauberhaften Vestibulum des neuen Palastes. Hofbeamte und Sklaven, sowie eine Abtheilung der Leibwache mit ihren Feldzeichen, harrten hier in festlicher Aufstellung.

Nachdem die feierliche Begrüßung Seitens der Höflinge und der Prätorianer vorüber war, stieg Nero mit Poppäa in seine persische Sänfte und ließ sich von Raum zu Raum tragen, um seiner Gemahlin die Einzelheiten zu zeigen, die ihm längst schon aus den Bauriſſen und den Beschreibungen Phaon's geläufig waren. Der Freigelaſſne machte den Führer.

Der gigantische Bau erstreckte sich weit hinaus über den esquilinischen Hügel. Der Haupteingang mit den thurmhohen korinthischen Säulen lag südwärts. Eine dreifache Colonnade von viertausend Fuß Länge umgab den eigentlichen Palast. Phaon hatte nicht übertrieben, wenn er behauptete, niemals habe ein fürstliches Heim dieses „Goldene Haus" an Herrlichkeit übertroffen. Ueberall prunkte die tollste Verschwendung, der wahnwitzigste Luxus, leider vielfach zum Nachtheil eines wirklich künstlerischen Geschmacks.

Sämmtliche Decken waren aus Elfenbein, von kostbarster Cassettirung, mit Edelsteinen durchsetzt; manche so eingerichtet, daß sie durch die Arbeit eines einzigen Sklaven in der Mitte auseinander geschoben werden konnten, um bei günstiger Witterung den blauen Himmel hereinschauen zu lassen.

Das Mobiliar, meist in Alexandria, zum Theil auch in Mediolanum gefertigt, wies in jedem Gemach einen besonderen scharf ausgeprägten Charakter auf. Hier ahmte es die meerumbrandeten Klippen am Strande Capräa's, dort den Eindruck blumiger, lichtüberglänzter Wiesengründe und dort die marmorne Hoheit eines pästischen Tempels nach. Als Material hatte man lediglich Edelmetalle, Seide und Purpur, hier und da auch duftige Hölzer vom entlegenen Taprobana oder vom Südgestade Arabiens verwandt.

Die Mosaikböden, nach Zeichnungen und Gemälden der berühmtesten Künstler, stellten welthistorische Scenen, wie die Schlacht bei Arbela und den Tod der dreihundert Fabier, oder üppige Schaustücke und Idyllen aus der Mythologie vor. Hier streckte die liebebrünstige Aphrodite ihre blendenden Arme sehnsuchtsvoll nach dem schönen Adonis aus; dort lag Danae, die Augen halb geschlossen, auf dem schimmernden Ruhebett. Und dies Alles war mit so feinen, kunstvoll gereihten Stiften gebildet, daß man das Werk sorgsamster Pinselstriche, nicht die Arbeit musivischer Künstler vor sich zu sehen glaubte.

Ein Gemach befand sich in dem Riesenpalast, das sich vermöge einer sinnreichen Maschinerie um seine Achse bewegte und so die Drehung des Himmelsgewölbes nachahmte, dergestalt, daß von hier aus betrachtet die Sonne nicht zu wandeln, sondern nur senkrecht auf- und abwärts zu steigen schien.

„Sieh', Poppäa," sagte der Kaiser, als er seiner Gemahlin die Eigenthümlichkeit dieses Raumes erörterte, „hier werde ich thronen, wenn ich über das Schicksal des Reiches nachsinne. Ich bin dann losgelöst von dem Bann alles Irdischen. Ich schwebe — mein himmlisches Gegenbild, das Tagesgestirn, stets in der nämlichen Richtung gewahrend — frei über der Erdscheibe, und kreise so um die Welt, die mein Scepter zur Sklavin macht."

An das Hauptgebäude schlossen sich zahlreiche Säulenhöfe, umfriedigte Gärten, Wiesengründe, kleine Wälder, künstlich aufgeschichtete Hügel mit Aussichtspunkten, — Alles durch Gänge, Bogenreihen und Brücken miteinander verbunden, so daß man stets das Gefühl hatte, noch innerhalb eines einzigen architektonischen Ganzen zu weilen. Selbst mehrere Teiche enthielt der Palast mit Ruder- und Segelbooten.

„Beim Zeus," rief Poppäa, „hier läßt sich zwischen den glänzenden Marmor-Ufern eine förmliche Lustfahrt in Scene setzen, nicht ein bloßes Geschaukel, wie auf dem Onyxbecken des neuen bajanischen Landhauses!"

„Hier läßt sich Alles leisten, was Du begehrst,"

sagte der Kaiser. „Endlich, endlich sind wir am Ziele! Wie es dem Cäsar geziemt, bewohnt er nun eine Stadt für sich. Diese Stadt soll Roma heißen, bis sie dereinst im Laufe der Jahrtausende untergeht. Hiermit ist der Erinnrung an Romulus, den Begründer des Staates, Genüge geschehn. Sein Geviert-Rom war ja nicht halb so groß als dies Haus. Das Rom da draußen jedoch, das ich aus der Asche des Brandes neu erstehen ließ, sei fürder Neronia benannt, denn es ist mein Werk, nicht das des Romulus. Du staunst, daß ich einen Gedanken hier aufgreife, den mir die Gegner einst untergeschoben, eh' ich ihn hegen konnte? Eben deshalb! Ich will auch hier den Beweis liefern, daß alles Ueble, was die Bosheit mir ansinnt, wie von selbst sich in Lorbeer und Rosen verwandelt. An dem Tage, da wir dem Sohne, den Du mir schenken wirst, den glorreichen Namen Claudius Nero Sabinus geben, soll auch die Stadt die neue Benennung erhalten durch einen Senatsbeschluß, den ich feierlich vor dem gesammten Quiritenvolk anerkenne."

„Es lebe Claudius Nero Sabinus!" hauchte Poppäa verzückt. „Es lebe Neronia!"

In diesem Augenblick strauchelte einer der Sänftenträger über die Malachitschwelle, die in das größte der fünf Cavädien führte.

Er sank in die Kniee und riß im Fallen den Tragebalken so heftig mit, daß auch sein Hintermann in's Wanken gerieth.

Zwar gelang es der Anſtrengung der beiden übrigen Träger den völligen Umſturz der Sänfte zu hintertreiben. Poppäa Sabina jedoch hatte ſo dicht am Rande gelehnt, daß ſie mit großer Gewalt wider eine der Säulen geſchleudert wurde.

Laut aufſchreiend ſtürzte man von allen Seiten herzu. Nero, der ſich noch rechtzeitig feſtgehalten, ſprang elaſtiſch zu Boden und beugte ſich über ſie, die todtenbleich, die Augen geſchloſſen, von dem Freigelaſſnen Phaon ſorgſam aufgerichtet und von einer der Sklavinnen mit Eſſenzen beſprengt wurde, während der Agrigentiner den unglückſeligen Träger ſofort abführen ließ.

„Poppäa!“ rief Nero verzweiflungsvoll.

Da ſchlug ſie die Wimpern auf. Sie verſuchte zu lächeln, aber ein banger, gequälter Ausdruck um Stirne und Brauen verrieth, daß ſie heftige Schmerzen empfand.

„Es iſt Nichts,“ ſeufzte ſie, noch einmal die Augen ſchließend. „Der entſetzliche Schreck . . . Laßt den Schurken in Stücke hauen! Phaon, ich danke Dir. Nicht doch, ihr hebt mich zu ſtark! Laßt mich ausgeſtreckt . . . ſo . . . ſo!“

„Ruft mir die Aerzte!“ ſchrie der Kaiſer verſtört. „Auf! Bringt die Fürſtin nach dem Cubiculum! Fluch dieſem Unheilstage! Wahrlich, ein ſchöner Einzug und ein erquicklicher Willkommen! Vorſicht, wenn euer Leben euch lieb iſt! Faſſe Dich, ſüße Poppäa! Da kommen ſie ſchon, Ariſtodemus und der kluge Eurotas.“

Man brachte Poppäa mit Aufbietung aller erdenk-

lichen Sorgfalt in das luxusstrotzende Schlafgemach und entkleidete sie. Eurotas und Aristodemus untersuchten sie auf's Genauste. Da sich nirgendswo eine äußere Verletzung fand, hielten es beide für ausgemacht, daß die plötzliche Ohnmacht und die heftigen Schmerzen lediglich mit dem besonderen Zustand der hohen Patientin zusammenhing; daher denn schlimmsten Falls . . .

Aristodemus flüsterte seine Vermuthung dem Imperator in's Ohr.

„Das wäre dein Tod, Schurke!" rief Nero außer sich. „Soll ich zum zweiten Male um diese Hoffnung betrogen werden? Gerade jetzt, da sie gewiß war, mir einen Knaben zu schenken?"

„Herr," stammelte Aristodemus, „wie kann die Erlauchte dessen gewiß sein . . ."

„Elender Sklave! Dem Cäsar und seiner Gemahlin ist das gewiß, was sie begehren! Und so befehle ich Dir: thue dem Unheil rechtzeitig Einhalt, oder Du stirbst!"

Eine seltsame Zuckung Poppäa's nahm dem Arzte jeglichen Zweifel.

„So tödte mich gleich!" sprach er, das Haupt senkend. „Gegen die Macht des Schicksals und der Natur kann ich nicht ankämpfen."

„Wie? Du wagst es?"

„Ich wage es, Dich auf den Rathschluß der Götter und die Allmacht des Verhängnisses hinzuweisen, dem wir Alle unterthan sind —, Du, Herr, der Gewaltige, so gut

wie ein verurtheilter Sklave. Schlag' mir das Haupt vom Rumpfe, mir, dem Sterblichen, da Du den Göttern und dem Fatum Nichts anhaben kannſt!"

Nero erwiderte Nichts. Er war ſtarr vor Entſetzen.

Endlich, den Sklaven bei der Rechten ergreifend, ſprach er faſt flehentlich:

„So verſuche es doch! Ich will Dich belohnen! Ich nehme Alles zurück, was ich Dir angedroht. So bedenke doch: es gilt die Zukunft der Welt, den Claudius Nero Sabinus, den Herrſcher über den Erdkreis bis zur Viſtula und zur Inſel der Rugier!"

„Der Jammer hat ihn verwirrt," murmelte Ariſtodemus, wieder an's Lager tretend. „Herrin, wie fühlſt Du Dich?"

„Unerträglich," ſtöhnte Poppäa leiſe. „Es will mir das Herz auseinander zerren. O, dieſer Schurke! Ich glaube, er that es mit Abſicht. Er zählte . . . zu . . . den heimlichen Anhängern . . . der . . . todten Octavia! . . ."

„Wahrlich nein," verſetzte Ariſtodemus. „Es war ein Mißgeſchick, Herrin! Alle, die es beobachtet, ſtimmen darin überein."

„Still! Ich weiß das beſſer . . . Es war . . . es war . . . Octavia. Fort! Fort! Laßt mich allein! O, wie das wühlt! Als trüg' ich . . . die ölgetränkte Werghülle der Nazarener! Flammen ringsum! Ich vergehe vor Qual!"

Nero mußte faſt mit Gewalt aus dem Zimmer entfernt werden.

Von Tigellinus, Phaon und einigen Sklaven begleitet, begab er ſich in jenes wunderbare Gemach, das die Drehung des Himmelsgewölbes nachahmte.

Die kunſtvolle Maſchinerie war bei der Ankunft des Kaiſerpaares in Thätigkeit geſetzt worden.

Hier thronte er nun, der Beherrſcher des Weltalls, und hielt gleichen Schritt mit der all-erleuchtenden Sonne, während da drüben, nur wenige hundert Schritte von ihm entfernt, der Traum der neroniſchen Dynaſtie kläglich in Trümmer ſank.

Caſſius bot ſeinem Gebieter ſchweren Samier und einige Früchte dar.

Nero trank voll Begier; einen Biſſen zu eſſen, ſelbſt von den ſaftſtrotzenden Feigen, war ihm unmöglich. Er bebte an allen Gliedern.

Nach zwei Stunden ward ihm die Meldung, Poppäa habe ein todtes Kind geboren, — in der That einen Knaben, wie ſie es immer vorausgeſagt.

Der Sklave, der ihm dies mittheilte, ſchaute ängſtlich zu Boden, als fürchte er einen Dolchwurf. Dann regten ſich ſeine Lippen. Aber er brachte kein Wort hervor.

„Weiter!“ ſchrie Nero, zu ihm herantretend.

„Herr, ich getraue mir's nicht . . .“

Thränen ſtürzten ihm über das Antlitz.

„Sprich!“ bat nun der Kaiſer, von plötzlicher Rüh-

rung ergriffen. „Siehſt Du denn nicht, wie dein thörichtes Schweigen mein Herz zerfoltert? Rede, und wär' es das Schlimmſte!"

„Herr, deine erlauchte Gemahlin — eine innere Verletzung — Ariſtodemus giebt ihr kaum eine Stunde noch."

„So wollte ich, daß ihr Alle in Wahnſinn dahinführet, wo der Cocythus durch die uranfängliche Nacht heult! Laß mich los, Tigellinus! — Fort, Phaon, oder ich würge Dich! Einen Tyrannen hat mich die Bosheit genannt, einen Volksverderber und Mordbrenner? Ihr Götter da droben, wenn ihr denn mehr ſeid als nichtige Hirngeſpinnſte — ich will euch nun zeigen, wie Nero, der Gott auf Erden, an eurer Tücke ſich rächt! Ihr und eure fluchbeladene Fügung, ihr habt's darauf abgeſehen, mich zum Raſen zu bringen. Nun ſoll euch ſelber ein Grauſen anwandeln bei der Unmenſchlichkeit meines Tobens."

Er ſank erſchöpft in den Seſſel.

Dann plötzlich emporfahrend:

„Ich muß zu ihr! Ich muß ſie ſehen! Noch einmal muß ich die ſüßen, ſchmeichelnden Hände halten, die mir die Stirne geglättet, wenn aller Jammer der Erde auf mich hereinſtürzte. Phaon, begleite mich! So! Deinen Arm! Phaon, Phaon, ich glaube auch Du biſt ein Schurke!"

„Ich bin Dir treu, Herr, bis in den Tod. Siehe, auch mir entſtrömen die Thränen, denn, ſo wahr ich die Gottheit glaube, ich kann's nicht ertragen, wenn dein Gemüth leidet."

Nero war unfähig ihm zu danken. Nur ein leiser Druck seiner Finger bewies dem Freigelassnen, daß sein Gebieter von der Aufrichtigkeit dieser Thränen durchdrungen war.

Als Nero den Raum betrat, wo Poppäa trost- und hülflos ausgestreckt lag, überkam ihn ein convulsivisches Zittern. Sie regte sich nicht. Nur zuweilen ging ein Schauer durch ihren Körper, ein wilder, heftiger Krampf.

„Poppäa!“ schrie er, die Hände ringend.

Ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen, eine Verzerrung, die etwas Höhnisches hatte. Dann lag sie wieder unbeweglich und ausdruckslos. Ihr Bewußtsein schien im Entschwinden.

Mit einem Male fuhr sie im Bette empor. Jach, wie der Schrei einer Irrsinnigen, klang es von ihren Lippen:

„Octavia! Hast Du Dich satt getrunken an meinem Blute?“

Die Augen quollen ihr weit hervor. Mit geier-artig gekrallten Fingern schlug sie drei- oder viermal in's Weite. Dann sank sie zurück. Ihr Haupt fiel schlaff über die rechte Schulter. Noch einmal knirschten die Zähne wie vor qualvollem Ingrimm über das Scheitern all' ihrer Hoffnungen. Poppäa Sabina war todt.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Jahr ſpäter . . .

In den Straßen der Siebenhügel-Stadt — welch ein Getümmel! Welch ein Jubel und Jauchzen, mit gellem Spott und lauten Verwünſchungen untermengt! Allenthalben, vom Grabmal der Scipionen bis zur milviſchen Brücke, bewegte Gruppen, ein ſtürmiſches Hin und Her, ein Fragen und Antworten, — und ein brauſendes ‚Heil dem Befreier!‘ bei jeder neuen Botſchaft von draußen.

Endlich, endlich hat die Revolution geſiegt. Der brod- und ſpiel-verlangende Pöbel, auf den der fürchterliche Despot ſich ſtützte, ſieht müßig und gleichgültig dem Zuſammenbruch der Gewaltherrſchaft zu. Der Oberſt der Leibwache, Tigellinus, feig und treulos, wie ihn Phaon vorausgeahnt, iſt übergegangen zu den Rebellen. Aber ſein Schickſal iſt ſchon beſiegelt. Galba, der zukünftige Kaiſer, der mit ſeinen Soldaten nur noch wenige Meilen von Rom ſteht, wird ihn unverzüglich in die Verbannung ſchicken; denn die Betheiligung des verhaßten Agrigen-

tiners ist der einzige dunkle Punkt im Glanzgemälde dieses ehrlichen Aufstandes wider die tollgewordene Frechheit des Absolutismus.

Julius Vindex, der heldenhafte Verfechter altrömischer Freiheit und Manneswürde, hat Piso's Werk, das durch den schnöden Verrath des Milichus in der zwölften Stunde noch scheiterte, wiederum aufgenommen, und diesmal für die eiserne Selbstbeherrschung, die ihn das Joch des Tyrannen bis zum entscheidenden Augenblick fügsam ertragen ließ, einen Lorbeer errungen, herrlicher als die Kränze des göttlichen Africanus. Freilich, einen umflorten Todeslorbeer: denn er selber sollte den Sieg der guten Sache nicht mehr erleben. Nero, der in Vindex nur den pflichtgetreuen Soldaten, nicht den zornglühenden Patrioten vermuthete, hatte den fürstlichen Aquitanier zum Proprätor des nördlichen Galliens gemacht — und dort am Gestade der Sequana reifte der Plan, der dem rasenden Treiben des Imperators ein Ende machte. Nicht für sich selbst begehrte Julius Vindex die Herrschaft. Ein Charakter wie Cincinnatus, wollte er nur dem Vaterland dienen, das unter den Griffen des cäsarischen Löwen langsam verblutete. Der alte, würdige Galba, der mit strengster Gerechtigkeit Nord-Hispanien und andre Provinzen verwaltet hatte, und stets, soweit es in seiner Macht stand, die wilden Eingriffe des kaiserlichen Gewalthabers abzumildern und auszugleichen bestrebt war, schien dem begeisterten Vindex als der geeignete Mann, den zerrütteten

Staat wieder aufzurichten, das Principat zu erneutem Ansehn zu bringen und dem Volke die Segnungen des inneren Friedens zu sichern. So rief er denn Galba zum Kaiser aus. Die streitlustigen Gallier schaarten sich in hellen Haufen um Vindex' Fahne. Ehe ein Mond verstrich, hatte er eine wohlbewaffnete, kampfesfrohe Armee beisammen. Inzwischen war auch der Statthalter von Römisch-Germanien, Virginius Rufus, für Galba gewonnen worden. Das Heer des Vindex sollte sich mit den Truppen des Rufus vereinigen. Da geschah, was dem Schöpfer der großartigen Revolution das Leben kostete. Als die beiden Armeen just aufeinander stießen, gab es ein Mißverständniß. Die Soldaten des Rufus glaubten, Julius Vindex wolle sie angreifen. In den vordersten Reihen kam es zum Handgemenge. Julius Vindex, fieberisch erregt, wähnte sich seitens der Mitverschwornen verrathen. Am Gelingen des mühsam geplanten Werkes verzweifelnd, stürzte er sich in sein Schwert, eh' noch Virginius Rufus ihn aufklären konnte.

Mit Julius Vindex starb jedoch keineswegs die hunderttausendköpfige Revolution.

Im Gegentheil: sie hat aus dem Heldenblute ihres vergötterten Führers unüberwindliche Kräfte gesogen.

Näher und näher wälzen sich die begeisterten Schaaren der Hauptstadt zu.

Der streitbare Galba schickt bereits seine Eilboten an den Senat.

In der Begleitschaft des neuverkündeten Kaisers befindet sich eine hohe, schlanke Gestalt, das bleiche Antlitz von dunklen Locken umwallt, den Mund, der einst wonnetrunken zu lächeln oder zärtlich zu schmollen gewohnt war, fest geschlossen: Otho, der Statthalter von Lusitanien.

Er kömmt, um Nero für die unsägliche Schmach, die stumme Entsagung, den wühlenden Kummer so vieler Jahre grausam zu züchtigen.

Das ganze gequälte Land will Rache nehmen an dem weltverachtenden Staatsverderber, der seit dem Tode Poppäa's auch die letzte Schranke der Selbstbeherrschung in Trümmer gelegt, der Das geworden ist, was ihm die Anhänger Piso's früher schon vorgeworfen: ein Fluch des Menschengeschlechts.

Die Träger dieses zermalmenden Aufstandes fragen nicht, wie es im Hirn und Herzen des Mannes aussieht, der so maßlos gewüthet hat. Sie rechnen nur mit der That, nicht mit der öden, lichtlos-verzweifelten Stimmung, aus der sie geboren wurde.

Und wahrlich, sie haben ein Recht dazu.

Fort mit dem Frevler, der nur das eigne Ich mit seinem unendlichen Wollen und Weh kennt, und zur Stillung der Qual, die ihn durchglüht, das ganze Weltall zerreiben möchte wie ein linderndes Heilkraut!

Fort mit dem götterverhaßten Dämon, der die Menschheit zertreten hat!

Rom ist in hellem Aufruhr. Die Prätorianer haben

sich längst vom Goldnen Hause zurückgezogen. In zahlreichen Abtheilungen streifen sie durch die Stadt, wo die Bildsäulen des Imperators unter Hohngelächter und Flüchen niedergerissen, beschimpft und besudelt werden. Selbst die sonst so getreuen Germanen sind lautlos hinweggeschlichen. Niemand will mit dem sinkenden Kaiser zu Grunde gehen. Der ungeheure Palast steht verödet. Nero, leichenblaß, weilt in dem drehbaren Göttergemach, dessen Maschinerie heute nicht arbeitet. Er hält das Schwert in der Hand, unschlüssig, ob er den Stahl wider die eigene Brust kehren, oder ob er hinabstürmen soll, um seinem wüthenden Groll ein letztes Opfer zu schlachten.

Alles hat ihn verlassen. Nur Cassius, der Leibsklave, und Phaon, der Freigelassne, harren noch aus in der schrecklichen Einsamkeit. Der gewaltige Prachtbau, der noch vor Kurzem die Stätte blutiger Gladiatoren-Kämpfe, brausender Zechgelage und schamloser, wildjauchzender Orgien gewesen, gleicht einer Grabkammer. Die Pforten, die hinaus in das Freie führen, sind abgeschlossen.

Phaon sinnt und sinnt. Er will den Gebieter retten. Er schmiedet Pläne um Pläne. Er rennt von einem Säulenhof in den andern.

Umsonst. Wie soll Phaon es wagen, er, den Jedermann kennt, mit Claudius Nero durch die wimmelnden Volksmassen hindurchzuflüchten?

Wie gebrochen sinkt er auf eine Marmorbank und faltet die Hände im Schooß.

Der Haupteingang an der Südseite ist geöffnet. Glasigen Auges steht hier der wackere Cassius, einen Speer in der Faust, bereit, den Ersten niederzustoßen, der sich da zeigen sollte.

Seltsam genug: Keiner der Aufrührer wagt es, durch das Vestibulum einzudringen. In seiner Erstarrung hat Cassius gar nicht versucht, die Riegel in die eisernen Halter zu schieben. Er weiß nicht, daß die enteilenden Prätorianer, gleichsam beschämt über ihren geräuschlosen Abzug, die Thüre zertrümmert haben. Dennoch, es naht sich Niemand. Der Name Nero wirkt immer noch lähmend auf die zwei Millionen erregter Menschen da draußen. Die tiefgewurzelte Scheu vor dem Cäsar scheint selbst durch die Nachricht von dem Abfall sämmtlicher Truppen nicht ausgetilgt.

Plötzlich fährt Cassius empor. Einer von dieser zürnenden Schaar macht eine Ausnahme. Seine bedächtigen Schritte hallen dröhnend im Ostium.

„Was willst Du?" fragt ihn Cassius, die Lanze einlegend.

„Den Kaiser," lautet die Antwort.

Jetzt erkennt ihn der Sklave.

Es ist Pallas, ehedem der Vertraute der Agrippina. Er hat heimlich mitgearbeitet am Sturze des Imperators. Fern in stiller Verborgenheit, in Lusitanien ist er gewesen, um Gift in die Wunde des verzweifelten Otho zu träufeln. Er hat dem ehrlichen Galba vom Tode der Kaiserin-

Mutter erzählt, und Nero, den Sohn der Gemordeten, als den Thäter bezeichnet. Auch in Gallien hat er sich aufgehalten, um den Brand zu schüren gegen den Mann, den er am tödtlichsten haßt von allen Geschöpfen der Erde, nicht um der hingeschlachteten Agrippina willen, sondern im heißen Erinnern an jene duftige Mädchengestalt, die er, Pallas, mit unauslöschlicher Sehnsucht geliebt — und verloren hatte, um einer Laune des Imperators willen. So glaubte er, denn Agrippina hatte ihm das Verhältniß Nero's zu Acte so ausgemalt.

„Laß mich vorüber, Cassius! Ich sinne dem Thronberaubten nichts Uebles. Ich will ihn retten."

„Du?" fragte Cassius zweifelnd.

Er hatte die Lanze gesenkt.

„Ja, ich," wiederholte der Andre. „Schon steigen die Senatoren die Stufen zum Capitol hinan, um über den Staatsverbrecher Gericht zu halten. Die Zeit drängt."

So sprechend wandte er sich nach dem Schlundgang, der in den zweiten Hof führte.

Cassius folgte ihm.

„Rede, wie willst Du's anfangen?" fragte der Kammersklave.

„Das sollst Du erleben. Laß mich nur wissen, wo der Erlauchte sich aufhält. Du selber kannst hier zurückbleiben."

In diesem Augenblick machte Cassius die Wahrnehmung, daß Pallas unter den Falten der Toga ein blankes Schwert trug.

„Halt!“ rief er, den Dolch aus dem Gürtel ziehend. „Was soll's mit der Klinge da?“

Er hatte den Eindringling bei der Schulter gepackt. Pallas versuchte ihn abzuschütteln. Da's nicht gelang, zückte er, plötzlich die Maske der Heuchelei abwerfend, die verborgen gehaltene Waffe. Er durchbohrte dem Kammersklaven die Brust, während Cassius ihm den Dolch bis an's Heft in die Schulter grub. Dumpf ächzend stürzten die Beiden übereinander.

„Feiger Hund!“ röchelte Cassius. „Nicht eher getraust Du Dich an den Löwen, bis ihm die Bosheit hinterrücks alle Sehnen durchschnitten hat. Da, nimm noch dies, eh' Du hinabfährst in die Schauer der Unterwelt!“

Er hatte im Niederbrechen den Dolch aus der Wunde gerissen und bohrte dem Feind seines Herrn die blutige Klinge nun von unten herauf in die Weiche. Pallas umkrallte mit letzter verzweifelter Kraft ihm die Gurgel; aber Cassius stieß zu bis an's Heft, als könne er nicht genug thun in der Züchtigung dieses Ueberfalles.

Gleich darnach lösten sich die Glieder der beiden Sterbenden. Pallas wälzte sich in gräßlichen Zuckungen; dann erstarrte er, lang und steif wie ein Erzbild. Cassius glitt vom Leibe des Todten herab, schlug noch einmal die Augen auf, und lag dann, mit dem Haupte wider den Sockel der korinthischen Säule gelehnt, ruhig und würdevoll wie ein Krieger, der den rühmlichen Tod in der männermordenden Schlacht gestorben.

Inzwiſchen lauſchte der Cäſar dem Gebrande des Straßenlärms, der unheimlich durch die Oeffnung im Deckengewölbe zu ihm herüberſcholl.

Klang das nicht da draußen wie Kampf?

Gewiß, Tigellinus würde doch wenigſtens eine Cohorte zuſammenraffen und für ihn einſtehen, — Tigellinus, der altbewährte, getreue Freund!

Nero ahnte noch nicht, daß Tigellinus der Erſte geweſen, der das ſinkende Schiff der cäſariſchen Herrlichkeit ſchleunigſt verlaſſen hatte.

Aber wenn der Princeps denn wirklich noch Freunde beſaß, wenn irgend wer noch das Schwert für ihn zog, weshalb war es dann rings im Palaſte ſo todt und ſo ſchweigſam?

Die entwichenen Sklaven — hatten ſie jegliche Furcht verlernt vor dem Zorn des Gebieters, der ſie zermalmen würde für ihren Ungehorſam?

Die zahlloſen Hofbedienſteten, die Atrienſes in ihren goldgeſtickten Gewändern, die Stundenanzeiger, die Kammerſklaven, die Verwalter, die Aerzte, — wo waren ſie nun, dieſe Elenden, die bis jetzt ſeinen Glanz und ſeine Größe getheilt hatten?

Und die ſigambriſchen Leibwächter, die er mit Tauſenden überhäuft, die ihm Treue gelobt bei dem rabenumkrächzten Gott ihrer Heimat?

Das Schwert erhebend, trat er zur Thüre. Eine weite Flucht von Gemächern lag ſtumm vor ſeinem ängſtlich-forſchenden Blicke.

„Cassius!“ rief er hinaus — und „Cassius!“ klang es wie höhnend zurück von den goldgetäfelten Mauern.

Alles leer, Alles verödet wie eine Todtenstadt. Er schritt vorwärts. Die Knie wankten ihm. Rechts und links in dem spiegelhellen Metall gewahrte er verhundertfältigt sein eignes blasses Gesicht. Er trat zu der nächsten Wand und blickte sich wie ein Irrsinniger starr in die Augen, die ihm so groß erschienen, so angsterfüllt und so ziellos. Von plötzlichem Grausen ergriffen, eilte er weiter. Der Hall seiner eigenen Schritte entsetzte ihn.

„Cassius!“ rief er noch einmal. Dann horchte er.

Alles still.

Eine Verzweiflung ergriff ihn, wie er sie nie zuvor im Leben gekannt hatte. Und da er nun wieder im Spiegelglanze der Goldplatten sein hohlverzerrtes Antlitz gewahrte, da stürzte er mit dem Schwert darauf los, und hieb wie ein Rasender in das blanke Metall ein, bis die Klinge zersprang und der Schwertstumpf aus seiner erschöpften Hand klirrend zu Boden fiel.

Horch, was war das?

Deutlich vernahm er den helldröhnenden Mahnruf, der ihm den letzten Schimmer von Hoffnung nahm.

„Holt ihn heraus!“ klang es voll dämonischer Tücke. „Schleppt den Buben vor den Senat! Oder wollt ihr ihm Zeit lassen, Gift zu trinken?“

Es überlief den Verrathenen eiskalt vom Wirbel bis zu der Sohle. Das war die Stimme des Tigellinus.

Eine Sekunde lang war dem Kaiser zu Muthe, als ob sich ein dunkler Flor über sein Haupt lege. Er taumelte. Stöhnend sank er auf's nächste Ruhebett.

Schritte — Schritte in unmittelbarster Nähe. Hastig fuhr er empor. Die bebenden Finger suchten nach einer Waffe. Da ... im Gürtel der Tunica steckte ein syrischer Dolch. Blitzschnell fuhr die Hand nach dem Griffe — — um gleich darnach wie gelähmt wieder herabzugleiten.

Zwischen den teppichumwallten Thürpfosten stand eine Mädchengestalt, ein Traumbild, eine zauberhafte Vision.

Claudius Nero fiel in die Kniee.

„Acte!" rief er, sein blutloses Antlitz verhüllend. „Die Todten stehen aus ihren Gräbern auf! Das Ende aller Dinge ist da, und mit dem Cäsar stirbt auch die Welt!"

„Nero," sagte das Mädchen, „ich bin's leibhaftig, die glücklich-unglückselige Acte, die einst an deinem Herzen geruht hat. Ich bin todt gewesen ... für Dich. Im Verborgenen aber, von Keinem geahnt, hab' ich dein Leben verfolgt wie mein eignes, und Thränen um Dich geweint, Thränen ..."

Nero hatte sich langsam emporgerichtet. Scheuen Blicks schaute er in das himmlische Antlitz, an dem die Jahre der Einsamkeit, der Entsagung, des Jammers über den grausenhaften Verfall ihres Idols spurlos vorübergegangen waren. Nur bleicher war sie als sonst, und die süßen, tiefblauen Augen erschienen jetzt größer. Ja, sie

hatte geweint und gebetet, wie eine Mutter um ihr verlorenes Kind betet. Jede Botschaft von den Missethaten des Cäsars hatte ihr Herz zerrissen, und das Mahnwort ihr in die Seele geschleudert: ‚Du mußt ihn hassen, der so schmachvoll entarten konnte.‘ Dennoch: sie strahlte im vollen Zauberschein ihrer Jugend. Sie war noch ganz die berückende, blonde Acte von einst, die gleich bei jener ersten Begegnung so viel Duft und Licht in die Seele des makellosen Jünglings gegossen.

„Acte!“ rief Claudius Nero, zurückprallend vor dem Anblick seines wonnigen Jugendtraumes. „Was suchst Du? Wehe, Du kommst zu spät! Rase ich denn? Also das Meer hat Dich nicht behalten? Alles dies war ein Märchen, eine verwerfliche Lüge? Und Du konntest jahrelang einsam dahinleben und meine Seele verschmachten lassen?“

„Ich mußte wohl. Das Gesetz Gottes hat es gewollt. Ach, und später — Nero, Nero, mir grauste, wenn ich von fern deinen Namen hörte.“

„So willst Du mich schmähen? Jetzt in diesem schrecklichen Augenblick? Ach, wärst Du emporgetaucht aus deiner Verborgenheit, wahrlich, Acte, dies Alles wäre anders gekommen! Ich bin ein Frevler geworden, ein Feind des Menschengeschlechts, weil hier in der Brust mir ein Abgrund gähnte, den Nichts, Nichts auf dieser Erde mehr ausfüllen konnte.“

„Der Glaube an Gott hätte ihn ausgefüllt. Schau’

mich nicht so verzweiflungsvoll an! Ich komme, um Dich zu retten."

„Du? Die Hohe, die Herrliche? Du willst den Tyrannen retten, der Alles zertreten hat, der am Lebensmarke des Reichs gesogen, den Bluthund, den Hunderttausende mit ihren Flüchen verfolgen?"

„Ja!" versetzte sie, seine Rechte ergreifend. „Du hast mich, da Du noch glücklich warst, dein Alles genannt: ich will es nun sein, da sich die ganze Welt wider Dich auflehnt. Nein, nein, rede nicht länger! Ich frage nicht, was Du begangen hast, und ob Dir Gott in seiner unendlichen Gnade jemals vergeben kann! Ich weiß nur das Eine: daß ich Dich liebe!"

„So muß es dennoch eine göttliche Kraft sein, die deine Seele gestählt hat!" rief der Cäsar erschüttert. „Acte, Acte, mein ewig beweintes Glück!"

„Komm!" sagte sie schluchzend. „Eine lederne Pänula, wie sie die Arbeiter tragen, wird Dich unkenntlich machen. Mich aber hat man in Rom längst vergessen. Wandle gebeugt und stütze Dich auf den Stab! Deine Hand lege mir fest in den Arm! So! Ich habe den richtigen Augenblick abgepaßt. Wo ist Phaon? Hat auch Phaon Dich treulos im Stiche gelassen?"

„Hier, hier!" sagte der Freigelassene, starr vor Erstaunen. Er war just in die Thüre getreten. „Was planst Du? Sprich, Acte! Ich gehorche Dir blindlings."

„Hörst Du den Lärm im Vestibulum?" versetzte das

Mädchen. „Die letzte Scheu vor der Unantastbarkeit dieser Räume bricht jetzt zusammen. Das Volk stürmt vom Vicus Cyprius her in den Vorhof. Jenseits aber, wo sich das Myrthengehölz an den Teich lehnt, fand ich die Gasse verwaist. Zwei Freunde von mir, Nazarener, — hörst Du, Cäsar? — harren dort mit der nöth'gen Gewandung und einer Strickleiter. Wir überklettern die Mauer. Meine Genossen sind stark. Sollte der Zufall Jemanden da vorbeiführen, wohl, so geben sie ihm zu schaffen, bis wir entronnen sind. Du, Phaon, eilst dann voraus. Ich denke, dein Landhaus wird uns zunächst ein Versteck bieten. Hat sich Rom erst beruhigt, so wird es ein Leichtes sein, bis an's Meer zu entkommen, wo uns ein Schiff nach Hispanien trägt und von dort hinauf an die fernen Gestade Germaniens."

So sprechend, schritt sie, von Nero und Phaon gefolgt, schon hastig von Raum zu Raum.

„Und dann?" fragte der Cäsar.

„Dann will ich Dir beten helfen, daß Gott Dir verzeihen möge, wie er einst mir verziehen."

Sechzehntes Kapitel.

Eine schimmernde Mondnacht breitet ihren mattglänzenden Schleier über die römische Ebene. Schwarzblau ragt das Sabinergebirge gegen den Himmel auf. Drüben in langer, gespenstischer Linie dunkeln die riesigen Aquäducte.

Die Straße liegt einsam.

Alles, was Leben fühlt und Bewegung, ist ja nach Rom geströmt, wo morgen in aller Frühe der Einzug des Galba erwartet wird.

Nur zwei Gestalten, dicht aneinander gedrängt, schreiten über die Lavaplatten des Heerwegs: Nero und seine bebende Retterin. Phaon ist mit dem kaiserlichen Geheimschreiber Epaphroditus, der als Einziger unter der zahlreichen Höflingsschaar gleichfalls an die Rettung des Cäsars gedacht hat, zu Pferde vorausgeeilt, um Alles vorzubereiten. Für Claudius Nero hat Acte es sichrer gehalten, zu Fuße zu gehn, wie ein wandernder Künstler. Wer ihm begegne, werde sich sagen: ‚Unmöglich ... So

flieht kein Herrscher, dem ein tosendes Volk auf den Fersen ist!' Jeder Verdacht müsse dann schwinden.

Was mag in der Seele des flüchtenden Imperators vorgehen?

In der Linken hält er das Tuch, mit dem er sich bis zur Erreichung der Stadtgrenze das Gesicht verdeckt hat; mit der Rechten umklammert er krampfhaft die schlanken Finger seiner Begleiterin.

Wie jetzt die Straße sich wendet und der Mond voll in das Antlitz des jungen Mädchens scheint, blickt Nero ihr zum ersten Male, seit sie dahinschreiten, voll in die Augen.

Das sind noch dieselben treuen, hingebungsvollen Augen, die ihn einst im Zelt des Aegypters so glückverheißend, so mild, so beseligend angestrahlt.

Welch' ein klaffender Abgrund zwischen damals und jetzt! Ein Strom von Blut gurgelt in diesem Abgrund; wildes Hohngelächter hallt in vieltausendfältigem Echo über dem dampfenden Strudel.

Ach, und dennoch: diese Augen lächeln wie einst, holder noch, himmlischer, denn sie lächeln durch Thränen.

Giebt es doch vielleicht einen Trost für den Trostlosen, — Gnade für den, der nicht Gnade gekannt hat, weder mit sich noch der Menschheit?

Erschöpft von den Aufregungen des Tages, voll Haß, Zorn, Reue, Verzweiflung, bleibt er stehen und stützt sich auf den Arm der Geliebten, — der Zeus von einst auf

den Arm der ehemaligen Sklavin. Dann sinkt er auf die Trümmer eines vergessenen Grabmals.

‚Sei mir gegrüßt, fromme Seele‘ — liest er auf dem dunklen Basaltstück, das dem Gemäuer entbröckelt ist.

Er fährt empor. Hier darf er nicht rasten! Die Stätte hier ist geweiht, — und er ein Geächteter, ein Verbrecher, von dem die grausenhaftesten Missethäter des Orkus die Augen hinwegwenden, um nicht zu erstarren, wie Menschen und Götter beim Anblick des nattern-umzischten Medusenhauptes.

Acte zieht ihn sanft wieder herab.

„Ruhe Du nur!“ flüstert sie und legt ihm beschwichtigend ihre freundliche Hand auf die Stirne. „Mir sagt's mein Herz: es droht uns keine Gefahr. Komm! Beug' Dich hernieder! Leg' mir dein Haupt in den Schooß! Schlummre! Ich wache für Dich.“

Beim Klang dieser Stimme ergreift es den Unglücklichen wie unendliches Weh. Er birgt sein Antlitz an ihrer Brust; er umschlingt sie mit beiden Armen und bricht, laut aufschluchzend, in einen Strom glühender Thränen aus.

„Acte, Acte!“ ruft er mit einer Stimme, die ihr das Herz fast in Stücke zerreißt. Dann schluchzt er weiter, bis sein Haupt herniedergleitet zu ihren Knieen. Liebkosend streicht sie ihm über das wellige Haar. Er ist eingeschlafen, — eingeschlafen auf der Flucht vor dem Aufstand, der ihm Tod und Verderben sinnt.

Sie betrachtet sein mondbestrahltes Gesicht, das so bleich erscheint, so geisterhaft, wie das eines Todten. An den Wimpern glänzt noch die letzte Thräne. Sein Mund, ach, der süß-beredte, liebeglühende Mund von einst, hat sich leise geöffnet. Ein flüchtiges Lächeln huscht darüber hinweg, ganz unmerklich, aber so zaubrisch verklärend . . .

„Ich weiß nur Eins: daß ich Dich liebe!" flüstert sie, das Wort wiederholend, das sie im Goldnen Hause ihm zugerufen. „Jetzt, da Du elend bist und allein, jetzt darf ich's! Niemand, und Gott der Allmächtige selbst nicht, kann mich darob verdammen. Ja, ich liebe Dich, trotz Allem, was Du gesündigt hast. ‚Die Liebe ist mächtiger als der Tod!' sagt der Apostel. Aber noch mehr: sie ist auch mächtiger als die Schmach und die Missethat."

Sie beugt sich nieder und drückt ihm einen leisen Kuß auf die Stirn. Und abermals gleitet ihm ein Lächeln über den Mund, so mild und friedlich, als sei die wüste, blutbeträufte Vergangenheit ausgelöscht und nur das sehnsuchtsglühende Jünglingsherz zurückgeblieben mit seinen Träumen von einst.

Nun stützte sie, von einer sonderbaren Empfindung bewegt, den Kopf in die Hand.

Sie entsann sich plötzlich der Worte, die sie dem grollenden Pallas entgegengerufen in jener entsetzlichen Nacht, da der Vertraute der Agrippina sie wegschleppte. Jede Silbe war ihr noch gegenwärtig. ‚Die Strafe des allmächtigen Gottes soll mich entsühnen . . .' Und dann:

‚Meine Lippen werden ihm noch zärtlich die Stirne küssen, wenn die arme Octavia längst von hinnen gegangen ist, und Agrippina, und Du, ihr schnödes, erbärmliches Werkzeug! Eine untrügliche Ahnung sagt mir's voraus!‘ — War diese Ahnung jetzt in Erfüllung gegangen? Sie meinte: ganz und erschöpfend, so daß es nun aus wäre ... gleich für immer? Wie? Oder gab es noch eine Zukunft ...?

„Jesus, Heiland der Welt,“ murmelte sie und blickte nach oben, „gieb ihm die heilige Kraft, die zur Buße führt! Er ist nicht schlecht gewesen von Anbeginn; auch das Schicksal hat Schuld an ihm; — ach, und deine Liebe ist ja unendlich! Hilf mir, daß ich ihn rette —: so soll er glauben lernen, daß Du am Kreuze gestorben bist auch zur Erlösung für ihn!“

Schritte erschollen aus der Richtung des Albanergebirges.

Nero erwachte.

„Halte Dich ruhig, Geliebter!“ hauchte sie tonlos.

Er aber war schon emporgesprungen. Unter dem Mantel ergriff er den Dolch.

„Nein,“ sprach er, „laß uns den Männern entgegengehn!“

Es waren Landleute, die, dem Drang der Ereignisse folgend, noch in die Stadt wollten.

„Ihr kommt aus Rom?“ fragte einer der beiden Colonen. „Was giebt's dort Neues? Hat man den Kaiser in Haft genommen?“

„Man sprach davon," erwiderte Acte. „Genaues wissen wir nicht."

Das Herz schlug ihr bis in die Kehle hinauf.

Die Landleute schritten vorüber.

„Es lebe Galba!" sagte der Eine, der eben gefragt hatte. „An's Kreuz mit Nero dem Volksverwüster! Ich zahle Dir zwei Septunzen des besten Cypriers, wenn ich's erlebe, daß man den Schuft nach den Gemonischen Stufen schleift!"

„Man wird ihn zu Tode prügeln," sagte der Zweite. „Das ist die uralte Strafe für den Landesverrath."

Nero schauderte. Fester umklammerte seine Faust den Griff des Stilets.

So eilte er vorwärts.

Acte ging schweigend neben ihm. Sie hatte so Tausenderlei auf der duldenden Seele. Es drängte sie, ihn zu fragen, ihn auszuforschen . . .; kaum widerstand sie noch. Dann spürte sie wieder ein heißes Verlangen, ihm Dies oder Das zu erklären; mit Einem Worte: Licht zu schaffen für ihn und für sie. Doch sie bezwang sich. Das Alles war jetzt unmöglich. Er mußte geschont, er mußte getröstet werden.

Abermals tönten Schritte. Ein Soldat kam vorüber. Er mochte auf Urlaub gewesen sein.

Nero blickte ihm frei in's Gesicht.

Der Krieger erkannte ihn.

„Ave Cäsar!" erklang es von seinen Lippen.

„Ich danke Dir," sagte der Kaiser. Bittrer Hohn sprühte ihm aus den Augen. Dann fühlte er Acte's Hand, die sich sanft in die seine schob, und die Herbheit dieser qualvollen Stimmung verflog.

Nach Verlauf einer Stunde hatte man glücklich den Punkt erreicht, wo man links von der Heerstraße abbiegen und sich durch Strauchwerk und Dornengestrüpp einen Weg bahnen mußte, um die Villa des Phaon nicht vom Vestibulum her, sondern von ihrer Langseite zu erreichen. In dem verwickelten Dickicht kamen die beiden Flüchtlinge nur mit äußerster Mühe vorwärts. Endlich war man zur Stelle. Phaon und der Geheimschreiber Epaphroditus standen hier zum Empfange bereit. Sie hatten mit großer Anstrengung eine Oeffnung in die Mauer gebrochen, damit der Cäsar, unbemerkt von den Sklaven, in's Innere des Hauses gelangen könne.

Am Stamm einer Pinie glänzte im Mondenlicht eine Lache, denn es war Tags vorher Regen gefallen.

Nero, von den Dornen blutig gerissen, ermattet und schier verdurstend, beugte sich nieder, schöpfte sich mit der hohlen Hand Wasser und schlürfte es gierig hinunter.

„Das ist jetzt mein Erquickungstrank!" seufzte er gramerfüllt.

Dann plötzlich zu Phaon gewandt:

„Horch! Was ist das? Klang das nicht von der Straße herüber wie Hufgeschmetter?"

Epaphroditus eilte nach dem Vestibulum. Gleich darnach kam er zurück.

„Herr," sagte er, kaum noch der Sprache mächtig, „Du bist verrathen. Es sind die Reiter des Tigellinus, die Dich verhaften sollen. Die Senatsversammlung hat Dich auf den Antrag des Freigelassnen Icelus für einen Feind des Vaterlandes erklärt — und das Urtheil gefällt, Du sei'st zu bestrafen nach dem Brauche der Vorfahren."

„Was heißt das: nach dem Brauche der Vorfahren?"

„Herr, es ist grausenhaft," sagte Epaphroditus. „Der Verurtheilte wird entkleidet, an den Pranger gestellt und zu Tode gegeißelt."

„So sag' dem Icelus, den ich nicht kenne, daß ich ihm seine Bosheit verzeihe. Wer immer durch mich gelitten: dieser Freigelassne hat ihn tausendfältig gerächt. Dem Senat aber melde meine Verachtung. Ich halte die Buben, die mir, da ich noch Herrscher war, voll elenden Sklavensinnes die Sandalen geleckt, nicht für werth, mir im letzten Augenblicke des Daseins das Blut nach der Stirne zu treiben. Phaon, ich danke Dir! Und auch Dir, Epaphroditus! Wacht über meinen Leichnam! Bittet den neuen Cäsar, daß er nicht ganz vergesse, wie alle menschlichen Dinge dem Wandel unterthan sind, und wie's dem Beherrscher Roms nicht geziemt, seinen besiegten Feind im Tode noch zu beschimpfen!"

Er zückte den Dolch wider sein Herz.

„Acte, Du mein erstes und letztes Glück, mein Alles, leb' wohl!"

Mit einem verzweifelten Aufschrei der Liebe, der Sehnsucht, der Todesangst stürzte sie auf ihn zu, um den Stoß zu verhindern. Leise seufzend glitt sie an dem Geliebten herab. Das scharfe Stilet war ihr tief in die Brust gedrungen.

Ein unbeschreiblicher Ausdruck des Schmerzes flog über Nero's Angesicht.

„Acte! Acte! Was hast Du gethan?" hauchte er, neben der Sterbenden niederknieend. „Bin ich vom Schicksal dazu verdammt, in der letzten Minute noch Unheil auszustreuen und Mord?"

„Es schmerzt nicht," hauchte sie selig lächelnd. „Was wäre noch diese Welt ohne Dich? Zu lange schon ... hab' ich einsam dahin gelebt ... trostlos einsam. Nun bin ich ... bei Dir ... ewig ... ewig ..."

Er warf sich über sie her und küßte noch einmal den süßen Mund. Mit der Linken ergriff er ihre zuckende Hand; mit der Rechten drückte er sich unvermerkt den Stahl mitten in's Herz.

Jetzt klirrten hinter der Pinienhecke die Schwerter der Prätorianer. Der Centurio, der sich herniederbeugte und den Cäsar bei der Schulter berührte, hörte, daß er noch athmete.

„Schafft Verbandzeug herbei!" rief er seinen Soldaten zu.

Der sterbende Imperator hob noch einmal das Haupt.

„Zu spät!“ klang es von seinen Lippen.

Zusammenbrechend sank er über die treue Brust, die bis zum letzten Augenblicke für ihn geschlagen. Er fühlte den leisen Druck einer zärtlichen Hand. Noch einmal klang es flüsternd an seinem Ohre wie einst, wonnig in allem Weh —, ein Hauch der unendlichsten Liebe, und, kaum noch hörbar, die brünstig flehenden Worte: „Gott sei uns gnädig!“

Dann war Alles vorüber.

Phaon nahm seinen Mantel und legte ihn sanft über die Todten.

Ende.

Schriften desselben Verfassers.

I. Romane.

Doña Lucrecia. 2. Aufl.	1 Bd. —	Mk. 3.
Pia. 3. Aufl.	1 Bd. —	Mk. 6.
Jorinde. 3. Aufl.	1 Bd. —	Mk. 6.
Das Vermächtniß. 4. Aufl. . . .	3 Bde. —	Mk. 12.
Prusias. 5. Aufl.	3 Bde. —	Mk. 12.
Aphrodite. 5. Aufl.	1 Bd. —	Mk. 6.
Die Claudier. 10. Aufl.	1 Bd. —	Mk. 7.

II. Epische Dichtungen.

Murillo. 2. Aufl.	1 Bd. —	Mk. 2.
Schach der Königin. 3. Aufl. . . .	1 Bd. —	Mk. 3.
Venus Urania. 5. Aufl.	1 Bd. —	Mk. 2.

Kritiken
über
Ernst Eckstein's „Claudier".

(NB. Die zum Theil sehr umfangreichen kultur- und literargeschichtlichen ꝛc. Einleitungen und Excurse der Herren Recensenten sind mit Rücksicht auf den beschränkten Raum weggelassen.)

„Pester Lloyd" Nr. 282.

— — — — — — — — — — — — —

Die ‚Claudier' sind ein geschlossenes Kunstwerk, das jeder Analyse Stand hält, ein literarisches Produkt voll Belehrung und Anregung, voll plastischer Gestaltung und reich an packendstem Stimmungswechsel.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Eckstein wäre kein Dichter, wenn er nicht auch Meister aller jener Stimmungen wäre, ohne welche der Roman eben kein Roman ist. Er spannt, er rührt, er weckt und steigert die Furcht vor der Katastrophe und führt allgemach die milde Versöhnung herbei, wie in der Natur die schaurige Nacht allmählig durch das Frühlicht und dann erst durch den vollen, fröhlichen Sonnen-

Der sterbende Imperator hob noch einmal das Haupt.

„Zu spät!“ klang es von seinen Lippen.

Zusammenbrechend sank er über die treue Brust, die bis zum letzten Augenblicke für ihn geschlagen. Er fühlte den leisen Druck einer zärtlichen Hand. Noch einmal klang es flüsternd an seinem Ohre wie einst, wonnig in allem Weh —, ein Hauch der unendlichsten Liebe, und, kaum noch hörbar, die brünstig flehenden Worte: „Gott sei uns gnädig!“

Dann war Alles vorüber.

Phaon nahm seinen Mantel und legte ihn sanft über die Todten.

Ende.

Schriften desselben Verfassers.

I. Romane.

Doña Lucrecia. 2. Aufl. . . . . 1 Bd. — Mk. 3.
Pia. 3. Aufl. . . . . 1 Bd. — Mk. 6.
Dorinde. 3. Aufl. . . . . 1 Bd. — Mk. 6.
Das Vermächtniß. 4. Aufl. . . . 3 Bde. — Mk. 12.
Prusias. 5. Aufl. . . . . 3 Bde. — Mk. 12.
Aphrodite. 5. Aufl. . . . . 1 Bd. — Mk. 6.
Die Claudier. 10. Aufl. . . . . 1 Bd. — Mk. 7.

II. Epische Dichtungen.

Murillo. 2. Aufl. . . . . 1 Bd. — Mk. 2.
Schach der Königin. 3. Aufl. . . . 1 Bd. — Mk. 3.
Venus Urania. 5. Aufl. . . . . 1 Bd. — Mk. 2.

Kritiken
über
Ernst Eckstein's „Claudier".

(NB. Die zum Theil sehr umfangreichen kultur- und literargeschichtlichen ꝛc. Einleitungen und Excurse der Herren Recensenten sind mit Rücksicht auf den beschränkten Raum weggelassen.)

„Pester Lloyd" Nr. 282.

— — — — — — — — — — — — — —

Die ‚Claudier' sind ein geschlossenes Kunstwerk, das jeder Analyse Stand hält, ein literarisches Produkt voll Belehrung und Anregung, voll plastischer Gestaltung und reich an packendstem Stimmungswechsel.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Eckstein wäre kein Dichter, wenn er nicht auch Meister aller jener Stimmungen wäre, ohne welche der Roman eben kein Roman ist. Er spannt, er rührt, er weckt und steigert die Furcht vor der Katastrophe und führt allgemach die milde Versöhnung herbei, wie in der Natur die schaurige Nacht allmählig durch das Frühlicht und dann erst durch den vollen, fröhlichen Sonnen-

strahl abgelöst wird. Daneben aber sind die zahllosen Eigenschaften, welche ein guter Roman erfordert, in bessere Harmonie gebracht. .. Eckstein hat an dem Gewirr und Gewebe, den kreuz und quer verlaufenden Fäden der Handlung seine Freude, er liebt den raschen Wechsel der Schauplätze, er mißt Gestalten, Dialoge, Reflexionen, Handlungen mit feinem Takte gegen einander ab und übersättigt uns mit keinem dieser Ingredienzien. Er schaut rundum in der Welt des römischen Kaisers Domitian, die er uns schildert, führt uns in die Lustgärten von Bajä, in den Palast des Kaisers, in den Circus, in die Zechgelage der Reichen, in die Katakomben der Christen und die Hütten der Sklaven und Elenden, auf's hohe Meer, in den Senat, in den Tempel Jupiter's, in die Gemächer der Höflinge, in die Conventikel der Verschwörer und in die Reihen der Armee.

Wahrlich, Eckstein hat seine Aufgabe nicht leicht gefaßt, uns das Bild überfeinerter, halbverfaulter römischer Kultur, die noch mächtig in unsere Zeit herüberwirkt, vorzuführen. Er mußte uns auf die Spitze des Imperiums geleiten und zugleich die kleinsten Details des Gesellschaftslebens, den Luxus und das Wohlleben, den das geringfügigste Geräth in dem übermüthigen, überreichen Rom athmete, reproduciren. Und Eckstein ist es wahrlich gelungen, uns eine Encyklopädie der kaiserlich römischen Kultur zu bieten, ohne den plastischen Faltenwurf der Dichtung im Geringsten dadurch zu beeinträchtigen.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Die reiche Handlung, welche er uns vorführt, schwebt trotz der antiken Gewandung und der zahllosen kulturhistorischen Details so lebhaft vor unseren Augen, als wenn sie heute geschähe.

Der Held des Romanes ist trotz des Titels kein Anderer, als der Cäsar Domitian. Von ihm berichtet die Geschichte lakonisch: ‚Dem edlen Fürsten Titus folgte sein grausamer Bruder Domitian, ein finsterer, menschenfeindlicher Tyrann, der nur an Thierkämpfen und Fechterspielen Gefallen fand. Als er endlich auf Anstiften seines lasterhaften Weibes ermordet wurde, bestieg ein alter Senator, Nerva, den Thron, und setzte den tapferen spanischen Feldherrn Trajan an Kindesstatt und als Nachfolger ein.‘

Aus diesen kurzen Daten entwickelt sich ein wundervoller dreibändiger Roman mit einer Fülle von Figuren, überraschenden Scenerien. Domitian, der entartete Nachfolger eines der gerechtesten Fürsten, ist der Held, die Axe, um die sich in diesem Werke Alles dreht. Er ist auch ein ‚Kaiser‘, aber ein ganz Anderer, als der viel spätere Hadrian, der Künstler-Kaiser . . . . . Nein, Domitian hat nichts Künstlerisches an sich. Und doch ist es eine durch

und durch interessante Gestalt, und in ihrer Charakteristik hat Eckstein ein Meisterstück geliefert. Der Dichter hat den ‚Tyrannen nicht übertyrannt', sondern mit schönem künstlerischen Maß alle Seiten einer uns glaubhaften, wenn auch entarteten Imperatorennatur uns vor Augen geführt. Der wirkliche Domitian ist ein Kaiser, wenn auch befleckt durch tausend Blutmale der Grausamkeit, entstellt durch Züge bestialischer Wollust. Aber in ihm lebt die höchste politische Energie, welche an sich glaubt und dem Sturme Ruhe zu gebieten weiß, in ihm lebt die Majestät, welche, den Staat verkörpernd, jeden einzelnen Widerstand, und sei er noch so groß, niedertritt. Domitian — so wie ihn Eckstein darstellt — weiß zu herrschen, weiß zu regieren. Allerdings verjagt er sein Weib, die üppige Domitia, allerdings entehrt er seine eigene Nichte, drückt Sklavinnen seinen Kuß auf die feile Schulter und schwärmt zur Nachtzeit in Rom incognito allen Abenteuern des Zufalls nach. Allerdings weidet er sich an den blutigen Opfern der Gladiatorenspiele im Circus, setzt Hunderte der Edelsten auf die Proscriptions-Liste, allerdings verleitet ihn die Wollust, sich als Gott Osiris zu verkleiden, um eine keusche Römerin in ihrer frommen Andacht schmählich zu berücken, aber all diese gräßlichen Auswüchse der Autokratie, welchen man den bezeichnenden Namen des ‚Cäsarenwahnsinns' beilegte, verhindern nicht, daß Domitian im Grunde genommen seiner Aufgabe als ‚Herrscher der Welt' gerecht wird. Er hält stramme Zucht im Palast, im Heer, im Senat; er decretirt das Christenverfolgungs-Gesetz mit starker Hand, weil er die drohende Gefahr für das Heidenthum hellsichtig erkennt.

Und hier sind wir bei dem dramatischen Angelpunkte des Eckstein'schen Romans angelangt. ‚Die Claudier' haben den Kampf des erstarkenden Christenthums gegen die verfallende Heidenwelt zum belebenden Mittelpunkt ihres Kulturgemäldes gewählt. Eckstein hat die christliche Propaganda sehr geschickt als dramatisches Motiv zu verwenden gewußt — indem der edle Jüngling Quintus Claudius, der Sohn des römischen Pontifex, insgeheim zum Christenthume übertritt und dadurch das ganze Haus der Claudier in den Abgrund schleudert.

Wir gehen nun zu den einzelnen Figuren und dem Aufbau dieses Romans über.

(Folgt die ausführliche Analyse.)

— — — — — — — — — — — — — —

Wir glauben somit in den vorangehenden Zeilen unsere Begrüßung Eckstein's in den Reihen der bedeutendsten deutschen Roman-Schriftsteller genügend motivirt zu haben.

Dr. A. Silberstein.

„Neue Freie Presse“ Nr. 6195.

— — — — — — — — — — — — — —

Neuerlich veranschaulicht uns dies Ernst Eckstein in einem Romane: ‚Die Claudier‘, der jüngst erschienen. In Rom hat der Dichter seine lebhaftesten Eindrücke empfangen. Unter den Trümmern der Kaiserpaläste und den Marmor-Ruinen der alten Götterwelt begegnete ihm seine Muse. Bilder aus Rom waren es, durch die er im Feuilleton dieses Blattes vor etwa zehn Jahren zuerst Aufmerksamkeit erregte. Sein Talent hat seither manchen Schritt vorwärts gemacht. Es steht auf starken Füßen, und mancher Kranz dürfte ihm in Zukunft noch gewunden werden. In der feierlich erhabenen Rotunde des Colosseums, erzählt der Dichter, regte sich in ihm die erste traumhafte Ahnung der ‚Claudier‘. Die Schatten der Vergangenheit umschwebten ihn. Er glaubte sie heraufbeschwören zu müssen, und fand in Deutschland Muße und Muth hiezu, auch manchen Zug für die Charaktere, die er zu zeichnen sich anschickte: in der socialistischen Bewegung für die nach Gleichberechtigung strebende untere Classe; in dem bis zum Fanatismus gesteigerten wiedergeborenen germanischen Christenthum pietistische Vorbilder für die entsagende finstere Schwärmerei der ersten Christen, die er uns malt. Das Glück war dem Dichter hold. Die ‚Claudier‘ haben rasch eine große Leserwelt gefunden, die gespannt dem Geschicke des Helden folgt. Ein römischer Jüngling ist dieser Held. Inmitten des Zwiespaltes alter und neuer Welt stehend, schwankt er anfangs von dieser zu jener. Sein Vater ist der Oberpriester des Kaisers, dient dem Würgengel Roms: Domitian; aber der Sohn wendet sich von ihm wie von dem Pantheon und der alten Mythologie zu der neuen Gottheit der Nazarener. Unter den Geißelhieben eines erschütternden Geschickes vollzieht sich diese Wandlung. Von der Höhe des Glückes wirft sie den jungen Christen in die Schatten des Todes, aus dem Glanze des Purpurs in den Circus vor die wilden Bestien, die unter dem Geheule des entmenschten Volkes die gläubigen Christen zerfleischen. Aber Rom erschüttern die Schrecken des Aufstandes, Domitian fällt. Nerva wird sein Nachfolger. Rom und der Held der ‚Claudier‘ sind gerettet.

— — — — — — — — — — — — — —

Diese hier in Kürze zusammengedrängte Handlung rollt der Dichter in epischer Breite vor uns auf. Er malt mit prächtigen Farben und führt den Leser von Extrem zu Extrem. Mehr als die Nothwendigkeit verlangt, durchschütteln ihn Entsetzen, Furcht und Angst um die Schicksale all' derer, die in das Leben des jungen Claudiers greifen. Der Hang für das Bizarre, Gro-

teske tritt nicht selten hervor; aber eine gewisse sittliche Kraft des Dichters versöhnt hiemit, eine Kraft, die uns anschaulich wird, ob Eckstein sein Talent zu erzählen oder das zu schildern erprobt. In ihr und in einer Fülle kleiner Züge, die der Dichter zusammengelesen, um das alte römische Kulturleben zu veranschaulichen, liegt das Geheimniß des Erfolges der ‚Claudier'. — — — — — — —

F. Schütz.

„Grazer Tagespost" Nr. 293.

— — — — — — — — — — — — — —

... Einen Roman aus dem altrömischen Leben zu schreiben, war unter den jüngeren Poeten Ernst Eckstein aus zwei Gründen der rechte Mann: einerseits besitzt er eine gediegene klassische Bildung, und andererseits ist er von Schulpedanterie bekanntlich so weit entfernt, als nur immer möglich. Eckstein ist ein Mann von Bildung, ein heller Kopf, ein glückliches Talent, als Meister des komisch-epischen Styls noch gar nicht einmal nach Verdienst gewürdigt, ein trefflicher Lyriker, desgleichen als Novellist geschätzt.

— — — — — — — — — — — — — —

... Sein Meisterstück leistet der Dichter in den imposanten Schlußkapiteln: den Schilderungen des großen Kampfes der Christen mit den wilden Thieren in der Arena.

Erfindung, Durchführung, Gruppirung und Contrastirung der Charaktere zeigen den Autor auch in dieser Beziehung seiner großen Aufgabe gewachsen.

Großes Lob verdient der Dialog. Die Dialektik der gegen einander streitenden Ueberzeugungen und Gefühle wird immer klar und beredt darin zum Ausdrucke gebracht, und in harmloseren Scenen, namentlich unter den jungen Liebesleuten, gestaltet das Zwiegespräch sich nicht selten sehr anmuthig. In der Scene z. B., wo Aurelius und Claudia von einander Abschied nehmen, ihre Bewegung aber verheimlichen müssen und trübseliggepreßt die Größe der vor ihnen liegenden Kürbisse bewundern (II, Seite 140), zeigt für einen Augenblick der humorvolle Dichter der ‚Venus Urania' sein Schalkgesicht.

... Der Glanz eines Könnens, welchem nicht leicht etwas mißlingt, charakterisirt nach dieser entscheidenden Leistung unseren Autor.

Die ‚Claudier' haben nach Form und Inhalt so viel Bestechendes, daß an einem großen Erfolge beim Lesepublikum, welches ja historische Romane dieser Art, antike Stoffe in dieser flotten Behandlung liebt, nicht gezweifelt werden kann. Und doch sind die besten Vorzüge des Werkes keine oberflächlichen; es sind solche, die man nicht

hoch genug anschlagen kann! ein schönes echt künstlerisches Ebenmaß der Darstellung, Reichthum und Lebendigkeit der Erfindung ohne gesuchten poetischen Aufputz, ohne Haschen nach Originalität und absonderlicher Gedankentiefe, dazu eine glatte, tadellose Form, die ebenfalls wieder nicht als Ergebniß mühseliger Anstrengung erscheint, sondern als der Ausfluß einer von Hause aus feingearteten, dabei kräftigen und gesunden Begabung. **Robert Hamerling.**

„Neues Wiener Tagblatt“ Nr. 332.

Ein guter Roman. . . . . Neuestens hat sich zu diesen Autoren ein neuer gesellt, mit einem Erstlingsopus in dieser Richtung, so wenig er sonst ein Neuling auf dem Gebiete der deutschen Literatur ist. Es ist dies Ernst Eckstein mit seinem dreibändigen Romane ‚Die Claudier‘.

Ein kühner Griff, den der Autor gemacht und er ist glücklich gelungen. Es ist ein guter Roman, den er der deutschen Lesewelt bietet. Man ist zuerst überrascht, den formvollendeten Dichter humoristischer Epen und den lustigen Erzähler kleiner Geschichten, den Liebling des Salons, in schwerer historischer Gewandung einherschreiten zu sehen; aber die Ueberraschung weicht zauberhaft schnell, sowie man bemerkt, er meistere seinen Stoff mit fester Hand und beherrsche ihn durchaus. Die ‚Claudier‘ schildern eine Epoche aus der römischen Kaiserzeit, welche, wie der Autor in der Vorrede richtig bemerkt, in ihrer ganzen Physiognomie dem neunzehnten Jahrhundert verwandter ist, als die meisten Geschichtsepochen bis zum Jahrhundert der Reformation. Sie leitet ihr Anrecht auf dichterische Verwerthung auch ohne diese innerliche Verwandtschaft aus dem Umstande her, daß sie, wie kaum eine zweite, reich ist an gewaltigen Conflicten rein menschlicher Art, an hochdramatischen Gegensätzen auf allen Gebieten des Denkens, Fühlens und Wollens. Es ist ein unleugbares Verdienst des Dichters, eine ganz vortreffliche Fabel zu seinem Romane zu erfinden; der Roman ist mit künstlerischer Hand komponirt, fesselt ohne Effekthascherei, spannt und versteht es ausgezeichnet, den Leser für seine Helden zu interessiren. Die Zeit ist die des Domitian — das sich immer mehr ausbreitende Christenthum ist bereits zum Theile aus den Tiefen der Katakomben an die Oberfläche herausgewachsen, die vorangegangenen Verfolgungen, so namentlich die von Nero, machten es nur triebkräftiger. Das Aufsteigen des Christenthums am Horizonte der römischen Welt ist geradezu unübertrefflich zur Darstellung gebracht, weil es eben discret geschieht und die sanft fortschreitende Propaganda an einzelnen Figuren des Romanes zu klarstem Ausdruck gelangt. Im Uebrigen glaube man ja nicht, daß der Roman just nur diesen Proceß

schildert; der Roman bringt ein Vorbild der ganzen Zeit in allen ihren Verhältnissen und zeigt uns mit größter Anschaulichkeit auch den Gegensatz, das krasse Heidenthum mit seinem Pfaffenunwesen und die ganze Verderbniß, der bereits der angefaulte Staat verfallen war. Nirgends eine schulfuchsig aufdringliche Tendenz, nirgends das absichtliche Belehrenwollen, überall feines Empfinden, richtige Erwägung und ein meisterliches Verständniß des Geschmackes unserer Lesewelt. Der Poet Eckstein manifestirt sich in den zarten und lieblichen Landschaftsschilderungen, in den fest gezeichneten, innere Stimmung erzeugenden Bildern römischen Lebens, speciell des Lebens in Rom selbst, sei es nun das häusliche Leben oder das öffentliche, seien es Staatsactionen oder Circusspiele. Man sieht es dem Buche an, mit welch' verständigem Auge der Dichter Rom angesehen, da er die Trümmerstätten des Forums und des Colosseums, des Palatins und Capitols betrachtete — was da an Gedanken und Gefühlen durch's Auge einzog, strahlt durch die schreibende Hand wieder aus, wohlverarbeitet, wohlgeklärt und wohlerwogen. Die größte Schwierigkeit in solchem historischen Romane, dessen Zeit in grauester Ferne hinter uns liegt, ruht im zutreffenden Tone — die gründliche Kenntniß der alten Literatur, über welche Ernst Eckstein verfügt, hat Vieles dazu beigetragen. — — — —

Schembera.

„Wiener Abendpost" Nr. 245.

Der humoristische Epiker und Novellist Eckstein hat nun auch einen historischen Roman geschrieben. Den Stoff holte er sich aus der römischen Kaiserzeit. Aus welchen Gründen? Wollte er blos sein historisches Wissen productiv verwerthen? Nein, ein dichterisches Problem war es, das er lösen wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Eckstein — — wahrt die Idealität der Kirche in den Tiefen der Gemüther; jedes Heim verwandelt sich in eine Fremde, jedes Asyl in einen Kerker, die Bekenner Christi sind auf ewiger Flucht: Ruhe allein finden sie in sich selbst, in ihrer Ueberzeugung.

— — — — — — — — — — — — — —

Bei Eckstein repräsentirt Rom die gewaltige, grausame Selbstsucht und zugleich die in sich haltlos gewordene Weltlichkeit. Alle Elemente der Gesellschaft sind gelockert, sie lösen sich auf unter der Macht eines höheren Processes. Eruptionen, die den Staat erschüttern, werden vernehmbar; ein edler Geist zersetzt von innen heraus die in sich versteinerte Materie der Welt. Rom ist hier sozusagen ein Abbild des entarteten Jerusalem, so wie die Bekenner des Evangeliums lebendige Abbilder des Heilandes und seiner Apostel sind. Und

so wird bei Eckstein das Christenthum organisch producirt. In Jedem lebt es anders. Einige sprechen und handeln im glühenden Feuereifer, Andere mit wärmender Milde. Diese reden in Bildern, Jene in klaren Begriffen. Das Charakteristischeste aber dabei ist, daß der Verfasser den inneren Werth der Menschen in ein umgekehrtes Verhältniß setzte zu ihrer äußeren Bedeutung. Gerade der Sklave, Eurymachus, ist der christlichste von Allen. In ihm sind alle Vorzüge des Johannes vereinigt. Dieser Sklave hält die Freien im Banne durch den Zauber seines Wortes. In ihm feiert gleichsam Christ den moralischen Sieg über das Gepränge des sittenverderbten Heidenthums. Eurymachus ist die Hauptfigur im Romane Eckstein's, obschon sie im Hintergrunde steht und von den anderen Figuren überdeckt wird. Eurymachus ist die einfache stille Ursache von den lautesten, verwickeltsten Conflikten. Durch ihn wird die Fackel der Zwietracht geschleudert zwischen Leidenschaft und Vernunft, Selbstsucht und Pflicht, Ueberlieferung und Erkenntniß innerhalb der ihn umgebenden Großen dieser Welt. Zum vollsten Ausdrucke gelangt dieser Zwiespalt im Gemüthe des jungen Claudiers Quintus, welcher der Sohn des Jupiter-Priesters Titus Claudius ist. Dieser gewaltige Priester, welcher das Gesetz der Vernichtung entwirft gegen die „Nazarener", muß in seinem eigenen Sohne ihren tapferen Vertreter finden, nachdem Kaiser Domitianus das Gesetz bereits sanctionirt hat. Wie das Alter des Titus Claudius gegen die Jugend des Quintus Claudius, so steht hier das Verjährte gegen das Neue, die Gewohnheit gegen die freie Geisteswahl, der Sinnestaumel gegen die Ahnung des Ueberirdischen im heftigsten Widerspruche. Für Vater und Sohn bleiben blos die Bande der Natur zurück, und das ist die Tragik ihres Verhältnisses zu einander.

— — — — — — — — — — — — —

Wie die Weltherrlichkeit in ihrer Ungenügsamkeit, so wird die Natur in ihrer Dürftigkeit bloßgestellt, und das ist der Kern und die Grundidee des Eckstein'schen Romanes.

— — — — — — — — — — — — —

Ueber die Einkleidung und Ausführung mag der Leser selber urtheilen. Er wird an der künstlerischen Oekonomie im Aufbaue des Ganzen, an den Typen und Individualitäten, an der Klarheit der Sprache, an der Schönheit des Ausdruckes wie an dem historischen Zeitgemälde überhaupt seine Freude haben.

Josef R. Ehrlich.

„Frankfurter Zeitung" Nr. 300.

Im kaiserlichen Rom. (Ernst Eckstein's ‚Claudier'.) —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie anders wirkt nach der Schwüle dieser Lektüre das andere Lebensbild ‚aus der römischen Kaiserzeit' auf den Leser!

Eckstein's kulturhistorischer Roman ‚Die Claudier', der bereits bei seinem Erscheinen in der ‚Neuen Illustrirten Zeitung' Aufsehen erregte, ist heute als Buch erschienen.

Eckstein's ‚Claudier' sind des talentvollen Autors erste Leistung auf diesem Gebiete, sie sind jedoch das Werk eines Meisters, namentlich auch in dem Sinne, daß sich dieser erst in der Beschränkung zeigt.

Ein gestaltenreiches, mit realistischem Detail ausgeführtes Lebensgemälde rollt der Dichter vor uns auf, das in jeder Beziehung dem Besten jener anderen Gruppe von Dichtungen zuzuzählen ist, welche die abstrakte Erkenntniß des historischen Studiums in konkreten Gestaltungen uns veranschaulichen wollen.

Diese frei erfundene Handlung fügt sich in den geschichtlichen Rahmen des letzten Regierungsjahres von Domitian.

Sie hebt an im September des Jahres 95 nach Christi Geburt und endet mit der Ausrufung Nerva's zum Kaiser, des edlen, gerechten Nerva, mit welchem diejenige Periode der Kaiserzeit begann, die Gibbon die ‚glücklichste Zeit des Menschengeschlechts' genannt hat. Ihr voran ging die Periode des wüstesten Despotismus. Unter Domitian geht derselbe an dessen eigener entnervter Schwäche, an der noch einmal sich aufraffenden Kraft des Patriciats, weiter in Folge Verjüngung der römischen Gesellschaft durch die ihr zuströmenden Kräfte aus der Provinz und der Aufklärung der niederen Volksschichten durch das siegreich, wenn auch heimlich vordringende Christenthum noch einmal zu Grunde. Das Bild einer Despotie, deren Willkür es dahin gebracht, daß ihr Vertreter im besten Vertrauten einen Mörder fürchten muß, die ihre Macht einzig und allein auf die Hilfe der Prätorianer stützt, deren Terrorismus den Senat zu einer Ja-sagenden Marionetten-Gesellschaft herabgewürdigt hat, ist ein Gemälde, dessen Analogien allerdings in unserer Zeit leichter zu finden sind, als das Pendant für eine Messalina. Das stille Vordringen einer neuen Weltanschauung, deren reformatorischer Geist vornehmlich die Lösung der sozialen Frage im Auge hat, die ihre Märtyrer findet in den tiefsten Volksschichten, wie in den Kreisen der vom Ekel am Sinnentaumel erfaßten höchsten Bildung, die alles erträgt, die grausam verfolgt wird und im Reiche des Geistes doch Sieg an Sieg reiht — ist unsere Zeit arm an ähnlichen Erscheinungen?

Mit großem Geschick hat Eckstein die Geschicke einer Familie zum Spiegelbild gestaltet dieser gährenden Zeit, die so viel Aehnlichkeiten in der unserigen hat. Die Hauptpersonen sind frei erfunden, Zug für Zug jedoch historisch wahrscheinlich, Zug für Zug echte charakteristische Söhne ihrer Zeit. Die berühmte patricische Familie der Claudier stellt die Führer des Haupt-Konflikts; den Jupiterpriester Titus Claudius, der den vergeb-

lichen Versuch macht, den alten Götterglauben zu befestigen, und seinen Sohn Quintus, der — müde des wüsten Genußlebens, das die römische Gesellschaft einem Jüngling seines Standes aufdrang — heimlich zum Christenthum übertritt. Der Vater erläßt ein Gesetz zur blutigsten Verfolgung der Christen unter der Billigung Domitian's und erfährt zu spät, daß sein geliebter Sohn, der Stolz des Claudinischen Hauses, eines der ersten Opfer dieses Gesetzes werden muß. Wie dies edle Opfer der religiös-sozialen Revolution rechtzeitig gerettet wird durch den Ausbruch und Sieg der politischen Revolution, die direkt auf den Sturz des Tyrannen gerichtet ist, und an welcher der Bataver Cajus Aurelius, der Bräutigam von Quintus' Schwester, als einer der Führer betheiligt ist, schildert des Weiteren die Haupthandlung des Romans.

Ist diese reich an Zügen von Großartigkeit und erfüllt von historischem Pathos, so liegt doch fast ein noch größerer Reiz des Romans in der Idyllik des kleineren Beiwerks, in der Fülle kleiner Genre-Scenen, die uns das römische Privatleben in allen Schichten der Bevölkerung der damaligen Zeit mit realistischer Treue vergegenwärtigen, immer im Zusammenhang mit der Haupthandlung. Seite auf Seite belehrt uns, wie belesen der Autor in den klassischen Schriftstellern, wie vertraut mit Allem, was die archäologischen Ausgrabungen und Forschungen zu Tage gefördert, er ist. Ueberall bewährt sich die frische Anschaulichkeit des echten Poeten, und nirgends überwuchert das schildernde Detail die Plastik der poetischen Erzählung: es tritt uns, in Handlung umgesetzt, als Ursache und Wirkung, als nothwendiges Glied des gesammten Lebensbildes entgegen. So, und nur so sollte immer nur das kulturschildernde Element im historischen Roman hervortreten. — —

Johannes Proelß.

„Deutsches Montags-Blatt" (Berlin).

Ein Roman aus römischer Kaiserzeit. Besprochen von Gerhard von Amyntor.

In der schönen Literatur begegnen wir einer überraschenden Eigenthümlichkeit des deutschen Wesens. Gerade jetzt auf der Höhe unserer geschichtlichen Erfolge, im Zenith unserer Macht und unseres Einflusses, wo unser Land und unsere Leute die interessanteste, reichhaltigste und dankbarste Stoff-Fundgrube für den Romanschriftsteller bilden sollten, wendet sich die schöngeistige Produktion der Besten unserer Dichter mit Vorliebe dem grauen und grauesten Alterthume zu. Während die Franzosen nicht müde werden, ihr modernes Paris nach immer neuen sozialen und psychologischen Problemen zu durchwühlen, und ein Alphonse Daudet in seinem ‚Fromont jeune et Risler aîné' und

neuerdings wieder in seinem ‚Numa Roumestan‘ uns mitten in die Gegenwart und ihre brennenden Fragen hineinführt, graben die deutschen Romandichter die Mumien der Vergangenheit aus, und jedes Land, jede Zone, vom Eishauch der ultima Thule bis zu dem Wüstensonnenbrande Afrikas, muß ihr historisches Trümmerfeld zur Ausbeute für die Feder des Dichters hergeben.

Es soll kein Vorwurf sein, wenn wir bemerken, daß unsere Besten diese Wege der Produktion wandeln, und daß auch Ernst Eckstein, einer der bedeutendsten und zukunftsreichsten unter diesen Besten, sich in seinen ‚Claudiern‘ dem Alterthume zugewandt hat. Gegen eine Zeitströmung erfolgreich anzukämpfen, überschreitet die Kräfte des einzelnen Sterblichen. Wenn unser neues Deutschland auf dem Gebiete des schönen Schriftthums durchaus bei den alten Griechen und Römern, oder Assyriern und Egyptern einkehren will, warum soll der begabte Autor seinem Publikum nicht zu Gefallen sein? Ist er doch sicher, für diese Stoffanbequemung die Theilnahme eines breiten Lesepublikums einzuernten, und bietet doch eine einzige der bedeutenderen Figuren aus dem historischen Alterthume oft mehr epischen Inhalt an spannenden Situationen, als die fruchtbarste Phantasie des Dichters zu erfinden wüßte. Ja, es liegt sicher auch kein kleiner Reiz darin, aus dem Munde eines Römers oder Griechen diejenigen Wahrheiten dem deutschen Leser ertönen zu lassen, die von den Lippen eines modernen Steuerzahlers immer ein wenig parteiisch gefärbt klingen und den Widerspruch gewisser Leserkategorien hervorrufen dürften.

Indem wir die Frage von der erwünschten Richtung und den zulässigen Grenzen der modernen Erzählkunst ganz offen lassen, bekennen wir mit Genugthuung, daß Ernst Eckstein seine Kompetenz zur dichterischen Ausgestaltung des domitianischen Zeitalters in seinen ‚Claudiern‘ glänzend bewiesen und uns mit einem Werke beschenkt hat, über dessen Schicksal gewiß günstige Sterne leuchten werden. Der Held des Romans ist Quintus Claudius, und insoferne nicht nur der Held, sondern auch sein Vater und seine Schwester Claudia unsere höchste Theilnahme an ihren Geschicken hervorrufen, durfte sich das Werk mit Recht den Kollektivtitel ‚Die Claudier‘ beilegen. Hiermit soll aber nicht gesagt sein, daß etwa die Handlung in drei einzelne, parallele Theile auseinanderfalle, und daß wir es mit einem Helden-Drillingspaare zu thun haben; im Gegentheil, die Komposition des Werkes ist straff einheitlich, der Mittelpunkt aller darin zahlreich auftretenden Personen bleibt immer Quintus, der Bräutigam, und seine Braut Cornelia, und um dieses bedeutende Paar reihen sich die anderen Figuren, so lebendig und interessant sie auch herausgearbeitet sind, doch nur als Nebenwerk, gewissermaßen als Volksmasse in seinem groß angelegten historischen Gemälde.

Quintus, der römische Jüngling comme il faut, wird durch das zufällige Zusammentreffen mit dem mißhandelten christlichen Sklaven Eurymachus vom Hofstaate der in Bajä verbannt lebenden Kaiserin zuerst in seinen vom Vater ererbten Vorurtheilen gegen das Christenthum erschüttert. Die ergebene Ruhe des zerquälten Unglücklichen, dessen Hand sich nicht zur Rache ballt, dessen Lippen keinen Fluch gegen seine Peiniger finden, imponirt dem jungen Römer derart, daß er nach einer Reihe weiterer verwickelter Schicksale selber zum heimlichen Christen wird. Mit dieser Thatsache legt der Dichter das Fundament zu einem großartigen Familienkonflikte, denn der Vater des Konvertiten ist ein am alten Götterglauben überzeugt festhaltender, geweihter Priester, ein orthodoxer Flamen dialis! Droht hier dem Helden schon ein schweres Geschick, so wird seine Lage noch wesentlich dadurch verschlimmert, daß die Kaiserin Domitia zu ihm in Liebe entbrennt, und daß er ihr im männlichen Stolze und im Gedanken an seine Braut Cornelia, des Verschworenen Cinna Nichte, einen unverblümten Korb giebt und dadurch die Rache des beleidigten Weibes über sein Haupt heraufbeschwört.

Cajus Aurelius, ein Ritter aus Trajectum, ein edler, von der Fäulniß der Hauptstadt in keiner Weise berührter Provinziale, kommt gleichzeitig nach Rom, lernt die Familie der Claudier kennen, faßt eine tiefe Leidenschaft zu des Quintus schöner Schwester Claudia, und durch die Mißregierung des gekrönten Kaiserscheusals empört, nimmt er Fühlung mit den Unzufriedenen und wird eins der Häupter der auf Beseitigung des Cäsar hinzielenden Verschwörung. Dieser Cäsar selbst häuft Verbrechen auf Verbrechen. Er nimmt die Hülfe eines betrügerischen Isispriesters in Anspruch, um sich der stolzen Cornelia, der er sinnlich entbrannt nachstellt, zu bemächtigen, scheitert aber im letzten Momente der Ausführung seines Verbrechens an dem trotz aller frommen Ekstase nicht zu ertödtenden Instinkte des reinen Weibes. Nun richtet sich der Haß des allmächtigen Kaisers nicht nur gegen Cornelia, sondern auch gegen deren Verlobten, in dem er die Braut und den Onkel derselben, den flüchtig gewordenen Cinna, mit zu treffen hofft.

Durch ihre Spione und Angeber hat die mit dem Kaiser scheinbar wieder versöhnte Kaiserin erfahren, daß Quintus ein Christ sei. Er wird verhaftet, um beim nächsten Circusfeste einem Löwen vorgeworfen zu werden. Cornelia theilt freiwillig das Loos des Geliebten; sie ist ihrer Ueberzeugung nach alles eher als eine Christin, aber sie giebt vor, es zu sein, um dem Geliebten in den Tod zu folgen. Stephanus, der Hausmarschall des Palastes der Kaiserin, der von einer hoffnungslosen Leidenschaft für seine Herrin verzehrt wird, läßt sich von Domitia, die ihre Gesinnungen gegen Quintus plötzlich geändert hat, bewegen, den Verurtheilten zu befreien, und die Kaiserin verspricht

ihm Gewährung seiner sündlichen Wünsche, wenn er im letzten Augenblicke noch das scheinbar Unmögliche möglich mache. Mit Hülfe eines vergifteten Schwertes, das man dem Quintus in die Hände spielt, gelingt dieses scheinbar Unmögliche; der Verurtheilte tödtet in der Arena den gegen ihn und Cornelia losgelassenen Löwen; das Volk verlangt stürmisch vom Kaiser seine Begnadigung; widerwillig gewährt Domitian wenigstens einen Aufschub der Hinrichtung; das Paar wird in das Verließ des Amphitheaters zurückgeführt, und ehe am andern Tage eine Fortsetzung der Kampfspiele möglich ist, bricht die Verschwörung los, bei welcher Katastrophe Domitian, streng nach der historischen Ueberlieferung, von Stephanus, seiner eigenen Kreatur, über den Haufen gestoßen und ermordet wird. Der mit den Aufständigen zurückgekehrte Aurelius gewinnt seine Claudia, und Quintus, nach einer ergreifenden Aussöhnung mit seinem zusammengebrochenen Vater, wird Cornelia's Gatte.

. . . Dies das Gerippe der Handlung, das mit vielfach verschlungenen, lebenswarm pulsirenden Muskeln und Nerven umkleidet und durch Episoden und Nebenfiguren zu einem imponirenden dichterischen Gebilde ausgestattet ist. Die Scene in der Höhle des Steinbruchs, wo der Römerjüngling von senatorischem Range mit dem armen, fiebernden christlichen Sklaven zusammentrifft und zum ersten Male von dem wunderbaren und wunderthätigen Glauben der Nazarener hört, ist ergreifend schön. Mit diesem Kapitel (II. 6) hat Eckstein eine der Perlen unseres schönen Schriftthums geschaffen. Wie der geflüchtete, todtwunde, gehetzte Sklave, den der Römer später durch die Nacht tragen hilft, im Momente der höchsten Gefahr einer Entdeckung seine heißen Lippen in stummem Danke auf die Hand seines Retters drückt, dies ist so naturwahr gefühlt und so herzdurchdringend geschildert, daß jedem nicht gefühlsstumpfen Leser das Auge feucht wird und er dem Dichter im Geiste bewegt die Hand reicht.

Wir wüßten an dieser romantischen Schöpfung kaum etwas auszusetzen. Im dritten Kapitel des dritten Buches empfindet der Autor ein einziges Mal das Bedürfniß, sich im Pluralis Majestatis redend einzuführen und direkt an den Leser zu wenden. Dieser kleine, von zahlreichen Schriftstellern niederen Ranges kaum als Mißgriff empfundene und vielfach verübte Verstoß gegen die strengen Regeln der vornehmeren Erzählungskunst ist die einzige krittelnde Notiz, die wir während des Lesens gemacht haben. Aber wie entschädigt uns das treffliche Kapitel selbst für diesen unbedeutenden Formfehler! Der eingekerkerte Quintus, den schwersten Kampf seines Lebens durchkämpfend und sich nur an den Inschriften aufrichtend, die frühere Leidensgefährten an der Wand des Verließes eingekritzelt haben, aus dem sie zum Tode durch die wilden Bestien emporsteigen

mußten, erschüttert uns in Mark in Bein. Wie er dem gebeugten Vater gegenüber scheinbar nachgiebt und sich befreien läßt, da sind wir ein wenig enttäuscht und vorschnell bereit, mit dem Dichter zu rechten — aber bald erkennen wir beschämt und hingerissen die fein poetische Steigerung und psychologisch-virtuose Entwickelung der Situation im nächsten Kapitel, wo der unüberwindliche Märtyrer freiwillig in den Kerker zurückkehrt, um nur nicht dem als Götzen erkannten Jupiter ein Lügenopfer anzuzünden.

Ein ebenso im edelsten Sinne des Wortes spannendes literarisches Kabinetsstück ist die Flucht des Cajus Aurelius in Gemeinschaft mit den anderen Verschworenen; hier wie in vielen anderen Stellen des großartigen Werkes steht Eckstein auf dem Höhepunkte seines dichterischen Schaffens, der kaum noch wird überschritten werden können. Wir kennen kaum einen Roman der neueren Zeit, der uns eine solche Menge plastischer, interessanter und herzbewegender Charaktere gebracht hätte, wie das dichterische Füllhorn dieser ‚Claudier'. Der betrügerische Isispriester, die intriguante Abenteurerin Lykoris, der ehrenfeste Flamen des Jupiter, der Christenheld Quintus, die skeptische vornehme Cornelia, der muthige Märtyrer Diphilus, die zagende Euterpe, der herrliche Eurymachus, die treu und innig liebende Claudia, der brave, biedere Aurelius — sie alle sind keine romantischen Modefiguren, keine Schablonen, wie sie die brandende Roman-Sündfluth täglich an den Strand spült, sondern vollathmende, eigenartige Menschen von Fleisch und Bein, die lebendig vor unseren Sinnen erstehen, die wir herzlich liebgewinnen und so leicht nicht wieder vergessen können.

Wir wünschen der großen Lesewelt, daß sie recht bald das bedeutende Werk in die Hand nehme und sich daran erquicke und erbaue, wie wir uns daran voll erquickt und erbaut haben.

„Elberfelder Zeitung" Nr. 345.

Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit von Ernst Eckstein. — — — — — — — — — — — — — —

. . . Im Uebrigen dürfte an der Charakteristik kaum etwas auszusetzen sein. Was die eigentliche Fabel, den Geschichtsverlauf des Romanes betrifft, so muß ich davon abstehen, denselben hier darzulegen. Denn erstens ist es nicht leicht, den wesentlichen Inhalt eines dreibändigen Romans in aller Kürze gut wiederzugeben, und sodann würde dem Autor damit wenig gedient sein, da wir in seinem Interesse wünschen, daß der Leser mit diesem Inhalte durch eigene Lektüre bekannt wird. Wenn es aber eine berechtigte Forderung ist, daß in einem

guten Romane neben anderen Vorzügen auch recht viel Interessantes geschieht, so wollen wir verrathen, daß auch der vor Allem packenden und spannenden Inhalt suchende Leser durchaus zu seinem Rechte kommt, und daß die Spannung oft geradezu eine athemlose wird und sich zu dramatischer Gewalt erhebt. Doch hat der Autor dem Sensationellen durchaus nicht bis zu dem Punkte Rechnung getragen, daß er sich etwa mit besonderer Vorliebe in Vorführung von Scenen des Sittenverfalls, also Blut- und Wollustscenen, gefiele, vielmehr zeigt der Roman, wenngleich der Charakter der Zeit auch nach dieser Richtung hin durchaus nicht verschleiert ist, überall das richtige Maß, und Ernst Eckstein ist überall Künstler geblieben. Daß zugleich eine Fülle von geistvollen Gedanken und tiefen Empfindungen aus dem Munde der vorgeführten Personen uns entgegentönt, daß ferner auch die Schilderung des blos gegenständlichen und speciell des Landschaftlichen eine höchst anschauliche und anmuthende ist, und daß auch die Sprache überall einen glänzenden Schliff und echt künstlerische Behandlung zeigt, das sei zu allerletzt noch ganz im Besonderen anerkannt, und somit dürfte es denn keine Frage sein, daß der ganze Roman unter allem Guten, was E. Eckstein bisher geboten, mit an allererster Stelle steht. **Albert Möser.**

„Danziger Zeitung" Nr. 13,814.

Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit von Ernst Eckstein. — — — — — — — — — — — — — — —

... Er besitzt eine umfassende, bis in die Details gehende Kenntniß der Kultur-Elemente, die er uns schildern will. Es weht ein ernster, sittlicher Geist in seiner Schöpfung, und in den einzelnen Gestalten, die er uns vorführt, pulsirt warmes Leben. Zugleich aber zeugen die ‚Claudier' von einer hervorragenden dichterischen Befähigung ihres Verfassers. In dem Roman bekundet sich ein ungewöhnliches Kompositions-Talent. Der umfangreiche Stoff ist nach einem klar angelegten Plan geordnet. Die Entwicklung der Handlung schreitet in strenger Stufenfolge vor und die zahlreichen Episoden sind so geschickt eingeordnet, daß sie nirgends den einheitlichen Styl stören. Es ist dafür gesorgt, daß in dem an Figuren reichen historischen Gemälde, das uns hier gezeigt wird, auf die Hauptgestalten das volle Licht fällt, aber auch die Nebenfiguren mit aller Sorgfalt ausgeführt sind. In der Charakterzeichnung offenbart sich ebenso Reichthum der Erfindung, wie Klarheit der Disposition.

Der Roman spielt in dem letzten Regierungsjahre des Kaisers Domitian. — — — Den Mittelpunkt der Erzählung

bildet die edle Familie der Claudier. Ihr Haupt, Titus Claudius, 2c. 2c. — — — — — — — — — — — — — —

Wir erwähnten schon des Reichthums, den Eckstein in der Erfindung der Charaktere zeigt — — — — — — — — —

Die Erzählung ist überreich an interessanten und packenden Momenten. Der Leser wird immer in Spannung erhalten und oft in starke Mitleidenschaft gesetzt, und doch ergiebt sich das stets von selbst aus der Sache, ohne daß sensationelle Momente gesucht werden, 2c. 2c. — — — — — — — — — — —

Es sind viele Gründe da, um vorauszusetzen, daß ‚Die Claudier' bei dem Lesepublicum einen großen Erfolg haben werden. Wir könnten uns dessen nur freuen, denn der Verfasser hätte denselben dann nicht durch oberflächliches Haschen nach Effekten leicht erworben, sondern durch eine tüchtige und ehrliche schriftstellerische Leistung redlich verdient.

Wissenschaftliche Beilage der „Leipziger Zeitung".

— Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. Von Ernst Eckstein. (Drei Bände, Wien, 1882. L. Zamarski.) — Der Roman, mit welchem Ernst Eckstein in die Reihe der hervorragenden Prosa-Erzähler der Gegenwart tritt, liegt in der Buchausgabe nunmehr vor.

(Folgt die Analyse.)

Ernst Eckstein ist einer der gelehrtesten Dichter unserer Tage, aber die Gelehrsamkeit ist bei ihm nicht ein äußerlich aufgeklebter Schmuck geblieben, sondern das Wissensmaterial ist von seinem Talente verarbeitet, das fruchtbar Lebendige ist vom unfruchtbar Todten geschieden worden. Hierfür Beweis sind die ‚Claudier': es steckt eine Fülle kultur-historischer Gelehrsamkeit in dieser Dichtung, aber sie ward mit dem poetischen Edelmetalle zu einem Ganzen verschmolzen. — — — — — — —

„Wiener Allgemeine Zeitung".

Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. Von Ernst Eckstein.

... Die Scenen zwischen Vater und Sohn — der von Quintus zugesagte und dann doch nicht geleistete Widerruf — die Schilderung der öffentlichen Spiele, bei denen Quintus und Cornelia wegen ihres Nazarenerthums von Löwen zerfleischt werden sollen — das sind Einzelnheiten von ergreifendster Wirkung, ergreifend auch ohne Rücksicht auf den kulturhistorischen Beigeschmack und doch ganz und gar Zeitgemälde in des Wortes bester Bedeutung. In Episoden, die an und für sich interessant genug sind, um den Leser zu fesseln,

spiegelt sich das ganze, große, gewaltige Rom wieder mit all' seinen Lastern, seiner Mißachtung fremder Schmerzen, seiner wahnsinnigen Gier nach Genuß. . . . F. Groß.

„Breslauer Zeitung" Nr. 535.

. . . Eckstein hat mit den Claudiern das erste Mal das Gebiet des Romanes betreten. . . . ‚Die Claudier' stellen Eckstein unter die hervorragendsten Romanschriftsteller der Gegenwart. Sie bieten das Bild einer Kulturepoche, in dem kaum ein wichtiger Faktor des öffentlichen oder Familienlebens fehlt. Neben dem Kaiser, den Senatoren und Rittern, neben der ehrwürdigen Matrone, neben der Vertreterin jungfräulicher Weiblichkeit und herzgewinnender schalkhafter Mädchenlaune, neben der Verbrecherin auf dem Throne und der einflußreichen Hetäre begegnen wir Freigelassenen und Sklaven aus allen Ländern des römischen Imperiums, blonden Germanen und dunkelfarbigen Afrikanern, Nazarenern und Juden.

Die weit ausgesponnene Handlung des Romans wird von zwei großen, man darf sagen, weltbewegenden Ideen getragen. Auf der einen Seite 2c. 2c.

(Folgt die ausführliche Analyse.)

„Gartenlaube".

„Literaturbriefe an eine Dame."

. . . Auch die Novellisten wenden sich dem Roman zu, der ihrer bereits bewährten Erzählungsgabe ein größeres Feld erschließt. So hat Ernst Eckstein zum ersten Male einen mehrbändigen Roman verfaßt: ‚Die Claudier', und Sie werden das Werk eines so formgewandten Poeten gewiß zuerst und mit besonderem Interesse zur Hand nehmen. Der Stoff des Romans — — —

(Folgt die Analyse.)

Ernst Eckstein ist ein hervorragender Stilist; das Stilgepräge des Romans ist durchweg correct und vornehm. Mit großer Anschaulichkeit sind die Volksbilder ausgeführt, während die Beleuchtung, in welche das fashionable Bad Bajä gerückt wird, sehr stimmungsvoll ist; die Schilderungen aus Rom sind durchaus lebendg, nur hier und dort von zu großer topographischer Genauigkeit; auch die Marinebilder müssen als wohlgelungen bezeichnet werden; ebenso diejenigen aus dem häuslichen Leben, obschon man hier und dort allzulebhaft an die Kapitel des Gallus erinnert wird. Glanzpunkte des Romans sind die Scenen im Isis-Tempel, mit denen

dem ‚ägyptischen Geschmack' ein kleines Zugeständniß gemacht wird, und diejenigen im Circus, die freilich zum Theil in's wild Grausame übergehen. Sie werden, verehrte Freundin, dem Darstellungstalent des Dichters warme Anerkennung schenken. **Rudolf von Gottschall.**

„Vossische Zeitung".

Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. Von Ernst Eckstein.

Ernst Eckstein hat sich in seiner neuesten literarischen Produktion auf das bisher von ihm nicht betretene Gebiet des historischen Romans begeben. Seine Erzählung, ‚Die Claudier' betitelt (Wien 1882, L. C. Zamarski. Drei Bände), führt uns in das kaiserliche Rom der Jahre 95 und 96 n. Chr., der letzten Regierungszeit des Kaisers Domitian. Für die Wahl eines Stoffes aus dieser Zeit macht er in der Vorrede mit Recht geltend, daß die Epoche der römischen Kaiser in ihrer ganzen Physiognomie dem neunzehnten Jahrhundert verwandter ist, als die meisten Geschichtsepochen bis zum Jahrhundert der Reformation, und „daß sie, wie kaum eine zweite, reich ist an gewaltigen Konflikten rein menschlicher Art, an hochdramatischen Gegensätzen auf allen Gebieten des Denkens, Fühlens und Wollens". Die Vereinigung der römischen Weltmacht in der Hand eines einzigen Mannes und das Erwachsen des Christenthums sind allein schon Momente, welche den Historiker, den Psychologen und den Dichter immer von Neuem zur römischen Kaisergeschichte hinziehen müssen. Beide auszunützen hat auch Eckstein sich nicht entgehen lassen. Er schildert, in Bezug auf die Hauptthatsachen, die großen Interessen und Gedanken der Epoche und das Kostüm der Zeit mit historischer Treue, im Uebrigen unter Verwendung frei erfundener Charaktere, den üppigen Hof Domitian's und seiner Gemahlin Domitia, den durch alle Mittel der Korruption aufrecht erhaltenen Despotismus des Imperators, die zum kleineren Theil an der Sittenstrenge der Väter festhaltende, zum größeren Theil einem raffinirten Lebensgenusse hingegebene römische Aristokratie, das politisch nichtige, genußsüchtige Volk der Hauptstadt, das Elend der Sklaverei und das treue Zusammenhalten einer kleinen Christengemeinde von unerschütterlichem Glauben. Einheitlich wird die Schilderung dadurch, daß eine aristokratische Familie von alten Ehren und altem Reichthum, eben die Claudier, an Allem, was die Zeit bewegt, lebendigen Antheil nimmt, in die wichtigsten Vorgänge handelnd oder leidend hineingezogen und schließlich in ihren Lebensinteressen von der Frage berührt wird, ob die Beseitigung des Zwingherrn gelingen wird oder nicht. Die Erzählung beginnt auf dem Meere, an der Küste von Campanien. Ein römischer, in Trajectum (Utrecht) geborner

Ritter, Cajus Aurelius mit Namen, hat dort Gelegenheit, Octavia und Claudia, Gemahlin und Tochter des Claudius, der Oberprieſter des Jupiter iſt, von ſeiner Trireme aus vor den Gefahren eines Unwetters zu retten, das ausbricht, während die Damen von Bajä her, dem eleganten Badeort, wo die Familie eine Villa beſitzt, eine Kahnpartie unternommen haben. Der Ritter, auf der Fahrt von ſeiner Heimath über Gades und Panormus nach Oſtia, dem Hafen von Rom, begriffen, iſt auf einige Tage der Gaſt der Claudier in Bajä, wo er auch den Bruder der Claudia, den jungen Quintus Claudius, kennen lernt. Dann begleitet er die Familie nach Rom, wo der alte Claudius, der als Oberprieſter die Stadt über Nacht nicht verlaſſen darf, zurückgeblieben iſt. Feſtlichkeiten, an denen der junge vornehme Fremdling theilnimmt, geben dem Autor Gelegenheit, uns in ungezwungener Weiſe mit dem Leben der großen Welt, ihrem Luxus, ihren dilettantiſchen Beſchäftigungen mit der Literatur u. ſ. w. bekannt zu machen. Die Schilderung des Verhältniſſes zwiſchen Aurelius und Claudia, welches bald in gegenſeitige Zuneigung übergeht, vor einem gar zu modernen Anſtrich zu bewahren, war gewiß nicht leicht; doch hat der Autor in dieſem wie in ähnlichen Fällen die Schwierigkeit dadurch zu überwinden gewußt, daß er den Liebhaber aus einer gewiſſen kühlen Reſervirtheit weniger heraustreten läßt, als das in allen ſpäteren, in dieſem Punkte unter dem Einfluß mittelalterlichen Ritterdienſtes ſtehenden Zeiten geſchehen darf. Aurelius läßt ſich durch ſeine Liebe nicht abhalten, in die Verſchwörung mehrerer, von Domitian an Ehre und Leben bedrohter Ariſtokraten, Heerführer und Höflinge einzutreten, die, allmälig feſtere Geſtalt gewinnend, endlich die Iſolirung und dann den Untergang des Kaiſers herbeiführt. Domitian wird in den Netzen der Argliſt, mit denen er die Mächtigen zu umgarnen ſucht, ſchließlich ſelbſt gefangen Perſonen ſeiner Umgebung, deren er ſich entledigen will, ſobald er ihren Dienſteifer ausgenutzt hat, wiſſen ihm Treue zu heucheln und warnen jene Unzufriedenen und Bedrohten rechtzeitig, ſo daß dieſe, unter ihnen Nerva und Trajan, würdige, altrömiſche Geſtalten, die beiden Nachfolger Domitian's in der Herrſchaft, rechtzeitig entfliehen können. Sie bewerkſtelligen ihre Flucht auf der Trireme des Aurelius und warten mit ihm im ſüdlichen Gallien auf beſſere Zeiten, indem ſie ihre Bemühungen fortſetzen, namentlich im Heere Anhänger zu gewinnen. Ihre Flucht aus Rom und ihre Verfolgung durch ein kaiſerliches Schiff iſt mit ungemeiner Lebendigkeit und Anſchaulichkeit erzählt. Inzwiſchen iſt der junge Claudius den Nachſtellungen der von ihm verſchmähten Domitia ausgeſetzt, während Domitian deſſen Braut Cornelia, zum Theil mit Hülfe eines betrügeriſchen Iſispriesters, in ſeine Gewalt zu bekommen ſucht, Vorgänge, welche wiederum zu einer Reihe höchſt

wirksamer Szenen Anlaß geben. Claudius, der einmal einem christlichen Sklaven das Leben gerettet hat, ist durch diesen mit der Christengemeinde bekannt geworden und, von der Reinheit und Innigkeit ihres Glaubenslebens angezogen, zu ihr übergetreten. Die Szenen, in denen er die Christen gegen seinen Vater vertheidigt, der ein Blutgesetz gegen diese Sekte ausarbeitet, ohne zu wissen, daß sein Sohn ihr angehört, dann die, in denen Claudius dem Vater sein Bekenntniß ablegt und, durch ihn in seiner Treue zeitweilig wankend gemacht, muthig dem Märtyrertod in der Arena entgegengeht, nachdem die rachsüchtige Domitia ihn als Christen hat denunciren lassen, sind die schönsten der Erzählung. Nicht allein erwartet er den Tod; Cornelia, die sich des Kaisers mit äußerster Entschlossenheit erwehrt hat, wird ebenfalls Christin, um mit ihm zu sterben. Da entschließt sich Domitia, deren Rachsucht wieder der Sinnlichkeit weicht, den geliebten Claudius noch zu retten, während der Kampf mit dem Löwen, der ihm den Tod bringen soll, schon unmittelbar bevorsteht; sie sorgt dafür, daß der Dolch, der ihm zur Gegenwehr eingehändigt wird, vergiftet ist. Wirklich tödtet er das Thier und wird nun mit Cornelia vorläufig und bis zu einem zweiten Gange wieder in das Gefängniß des Circus zurückgeführt. Nach einer Weile bangen Wartens öffnet sich der Riegel und Aurelius erscheint mit Soldaten, um den Gefangenen die Freiheit anzukündigen. Domitian ist von Höflingen ermordet, Nerva ist Kaiser, die Blutdekrete gegen verdächtige Senatoren und gegen die Christen sind zurückgenommen, und der Vereinigung der verlobten Paare steht nichts mehr entgegen.

Schlußbemerkung: Der Aufbau der Erzählung ist wohlberechnet, alle Fäden der Handlung treffen in einem Knotenpunkt zusammen, nirgend wird sie durch zu breite Ausmalung des Zuständlichen beeinträchtigt, im Gegentheil schreitet sie ständig und energisch fort und die Zeichnung der Charaktere ist als treffend anzuerkennen, wie z. B. Domitian einheitlich und glaubwürdig und in Uebereinstimmung mit der Geschichte geschildert wird als stolz, herrschsüchtig, lüstern, ränkevoll, rücksichtslos, von Verbrechen zu Verbrechen fortschreitend, finster, ruhelos und doch nicht ohne jede Spur von Größe. Wir dürfen den ersten Ausflug Eckstein's auf das Gebiet des historischen Romans als einen glücklichen bezeichnen.

„Der Bazar" Nr. 6. Berlin, 6. Februar 1882.

‚Die Claudier'. Roman aus der römischen Kaiserzeit von Ernst Eckstein.

Schlußbemerkung: Das Alles ist klar und schön und mit ergreifender Folgerichtigkeit erzählt. Ein Ge-

sammtbild des römischen Lebens um den Ausgang des ersten Jahrhunderts nach dem Erscheinen des Heils rollt sich vor unseren Blicken auf, naturgetreu im Lokalen und Landschaftlichen, reich an lebenswahren, aus innerster Nothwendigkeit handelnden Personen. Für das, was hier vorgeht, brauchen wir keine wissenschaftlichen Belege oder historischen Zeugnisse; die Dichtung erweist die Thatsachen, die geschehen, die Worte, welche gesprochen werden, überzeugend aus sich selbst, und die Personen, vom Helden herab bis zur geringfügigsten Nebenperson, sind von der Liebe des Dichters zu ihnen und von seiner ungewöhnlichen Gestaltungskraft bis zu einem Grade belebt, daß wir sie als wirklich athmende, strebende und leidende, individuelle Charaktere voll tief erregter Theilnahme aufeinander einwirken, einander bestimmen, siegen oder fallen sehen.

Wir scheiden von dem trefflichen Buche mit der wärmsten Empfehlung, nicht minder mit der Mahnung an unsere Leser, demselben durch Ankauf einen Ehrenplatz in der Hand- und Hausbibliothek zu bereiten. Die hohe sittliche Idee, von der das ganze Werk durchglüht ist, eignet es auch denjenigen Kreisen, die in strengerer Abschließung den Roman von ihrer Schwelle zu halten pflegen.

„Beilage zur Augsburger Allgem. Zeitung" Nr. 48.

Zur deutschen Romanlitteratur. Ernst Eckstein: Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit.

... Mit wahrer Freude heißen wir Ernst Eckstein auf einem Felde dichterischen Schaffens willkommen, das er sich selber erarbeitet hat, um sofort zu erkennen und erkennen zu lassen, daß hier den besten Seiten seiner seltenen Begabung reichster Erfolg in Aussicht steht, und als die Perlen dieser Begabung betrachten wir die plastische Kraft, mit der er lebendige Menschen und sinnfällige Situationen gestaltet, die psychologische Meisterschaft, mit der er jene reden, handeln, leiden, und die dramatische Kunst, mit der er diese vor unseren Augen sich vollziehen läßt.

(Folgt die Analyse.)

... Diese Probe wird genügen, um über Darstellungskraft und Gesinnung des Verfassers zu beurkunden, was wir oben gesagt haben. Wir schließen mit einem Hinweis, mit dem ein geist- und verständnißvoller Recensent die Besprechung dieses Buches in der ‚Halle'schen Zeitung' eröffnet hat, und der hier recht eigentlich an seiner Stelle ist. Er lautet:

‚Es giebt ein ergreifendes Bild von Gabriel Max: der Kreuzestod der Märtyrerin Julia. Ein vornehmer römischer Jüngling kniet vor dem Kreuze der Märtyrerin und schaut in

sprachloser Bewunderung zu dem bleichen, stillen Antlitze auf, das im Kreuzestode die schönen Augen geschlossen hat. Ein ergreifendes Bild! Im Osten dämmert das erste Frühroth und auf der schönen Duldergestalt ruht der Friede der Ewigkeit. Im Herzen des stolzen Römers braust es und wogt es mit ungekannter Macht: hinter ihm liegt das Lärmen und Toben einer üppigen Nacht, liegt sein junges Leben mit seinen Irren und Wirren, liegt das Elend eines um die idealsten Güter betrogenen Daseins, und vor ihm wird eine junge, süße Gestalt lebendig, die für die idealsten Güter nicht blos gelebt, sondern das Leben gelassen hat, vor ihm tritt die geheimnißvoll mächtige Gewalt des lebendigen Christenthums in die Erscheinung und läßt ihn Alles, was er gehofft und geträumt, gelebt und geliebt hat, als schattenhaft und schaal erkennen Ein ergreifendes Bild, wie es gerade im Tode das Alles überwältigende Leben hervorbrechen läßt!.

„Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes".

Ernst Eckstein: ‚Die Claudier'. Roman aus der römischen Kaiserzeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ernst Eckstein ist es, der durch seinen dreibändigen römischen Roman ‚Die Claudier' dermalen der litterarische Held des Tages geworden ist. Das Aufsehen, welches diese Dichtung gleich bei ihrem Erscheinen erregte, hat übrigens nicht seinen geringsten Grund in der Ueberraschung, daß ein auf ganz anderen Gebieten bewährter Autor nun plötzlich und mit so großem Erfolge eine neue unerwartete Richtung eingeschlagen hat. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

(Folgt die eingehende Besprechung.)

Die Komposition des Romans ist fest und sicher; das ganze Werk trägt den Stempel eines hohen, edlen Geistes an sich.

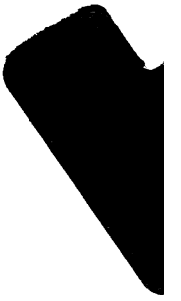
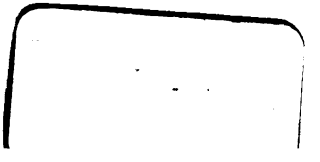
„National-Zeitung" Nr. 51.

Ein Roman aus der römischen Kaiserzeit. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine dichterische Produktion im großen Style, gewichtig und werthvoll, in festes Gefüge gebracht, bis zur entscheidenden Schlußwirkung in künstlerischen Proportionen durchgeführt. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

(Folgt die Analyse.)

Druck von C. G. Röder in Leipzig.